This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

48586
33.9A
HD WIDENER
HW SPDG 2

48586.33.9
A

The gift of

Prof William G. Howard

HARVARD COLLEGE LIBRARY

Novalis, der Romantiker

von

Ernſt Heilborn.

1901.
Druck und Verlag von Georg Reimer
Berlin.

48586.33.9

Alle Rechte, besonders das der
Uebersetzung vorbehalten.

Dieſer Biographie iſt eine Fülle ungedruckten Quellenmaterials zu gute gekommen. Den Dank, den ich der freiherrlich Hardenbergſchen Familie für ihr gütevolles Vertrauen eingangs der Neuausgabe der Schriften ausſprechen durfte, ich habe ihn an dieſer Stelle zu wiederholen.

Ich bin durchaus auf die handſchriftlichen Quellen zurückgegangen. Abweichungen im Wortlaut angezogener Briefſtellen von dem früherer Publikationen ſind dieſem Umſtand zuzuſchreiben.

Auch die einſchlägige Litteratur iſt zu Rate gezogen. Doch habe ich mich jedweder Anführung, jedweder Widerlegung enthalten, trotzdem gerade über Novalis eine Anzahl trefflicher Arbeiten vorliegt. Es kam mir darauf an, in engem Rahmen zu zeichnen. Und jede Anſicht trägt Richtigkeitsgepräge und Ueberzeugungskraft am Ende doch nur in ſich ſelbſt.

Inhalt.

		Seite
I.	Novalis in der Litteratur des XIX. Jahrhunderts	1
II.	Kindheit. — Jena. Schiller	19
III.	Deutsche Jugend um 1790. — Leipzig. Fr. Schlegel. — Wittenberg. — Jugenddichtung	30
IV.	Sophie von Kühn	54
V.	Jena. Die Blütezeit der Frühromantik. — Fichte. Hemsterhuis. Brown. — Die ersten „Fragmente“	70
VI.	Das Ringen um den Schmerz und neues Lieben	97
VII.	Novalis' Lyrik	114
VIII.	Freiberg. Naturwissenschaft und Naturspekulation. — Schelling. — Ritter. — „Die Lehrlinge zu Sais.“ — Jakob Böhme. — „Die Christenheit oder Europa.“ — Schleiermacher	128
IX.	Die Welt der „Fragmente“	149
X.	„Heinrich von Ofterdingen“	172
XI.	Novalis' Persönlichkeit	188
XII.	Der Zusammenbruch der Frühromantik. Novalis' Tod	204

I.

Hundert Jahre sind nahezu vergangen, seit Friedrich von Hardenberg — am 25. März 1801 — gestorben ist. Seine Todesstunde war zugleich die Geburtsstunde des Ruhmes des Novalis.

Goethe soll von ihm gesagt haben: „Novalis war noch keiner (ein Imperator), aber mit der Zeit hätte er auch einer werden können."

Im engen Freundeskreise der Romantiker war man sich in Schmerzen voll bewußt, was man an ihm verloren hatte. Der Plan war aufgetaucht, den „Ofterdingen" zu Ende zu führen; Tieck war dazu ausersehen worden oder hatte sich selbst dazu gedrängt. Entrüstet erhob sich Friedrich Schlegel gegen solch Unterfangen: „Aber daß Ihr glaubt, der Ofterdingen müsse von fremder Hand vollendet werden, hat mich ganz empört, außer mir gesetzt, ich gerate immer von neuem in Grimm, wenn ich darauf zurückkomme; indem es mir nicht nur unthunlich und ganz unschicklich, sondern auch frevelhaft, abscheulich, gottlos und unheilig. Habt Ihr denn alle Furcht und Redlichkeit verloren? Wollt Ihr Reliquien nicht mehr ehren? — Glaubt, daß solch ein Beginnen ein gutes Ende nehmen

kann?" Und bitter setzte er hinzu: „Und nun vollends Tieck. Dieser ist (in) allem Mechanischen dem Hardenberg so weit überlegen, daß alles, was da ist, durchaus zerstört und umgebildet werden müßte, wenn das Ganze nur einige Harmonie haben sollte. Aber was der Kern und das Wesen ist in jenem göttlichen Fragment, das liegt fern, fern ab von allem, wenigstens was Tieck sagt und sagen kann."

Einst hatte Friedrich Schlegel an Novalis die weihevollen Worte gerichtet: „Nicht auf der Grenze schwebst du, sondern in deinem Geiste haben sich Poesie und Philosophie innig durchdrungen. Dein Geist stand mir am nächsten bei diesen Bildern der unbegriffenen Wahrheit. Was du gedacht hast, denke ich, was ich gedacht, wirst du denken, oder hast es schon gedacht. Es giebt Mißverständnisse, die das höchste Einverständnis nur bestätigen. Allen Künstlern gehört jede Lehre vom ewigen Orient. Dich nenne ich statt aller andern." Nun er gestorben war, feierte er ihn in seiner Geschichte der alten und neuen Litteratur (1815) als einen Führer zur Wahrheit, dessen Werke „des guten Samens so vielen enthalten und verschwenderisch nach den verschiedensten Richtungen umherstreuen", — nur war ihm selbst die Wahrheit eine andere geworden.

Schleiermacher hatte schon in den „Reden über die Religion" und in den „Monologen", teilweise sicherlich ohne darum zu wissen, seine innige Gedankengemeinschaft mit Novalis dargethan. Was er später in der „Weihnachtsfeier", um nur eines hervorzuheben, über die Einheit von Kunst und Leben geschrieben, das hätte mit denselben Worten oder ähnlichen Novalis selber

schreiben können. Und wie eine stille Huldigung oder doch wie ein Bild wehmütiger Erinnerung geht eine „Sophie" durch dies Fest; und wie die Töne locken und eine Kirchenmelodie einsetzt, ist es das Lied des Novalis, das sie singt. Und in einem Brief schrieb Schleiermacher: „Gewiß, Hardenberg wäre neben allem andern ein sehr großer Künstler geworden, wenn er uns länger gegönnt worden wäre. Das war aber freilich nicht zu verlangen; er war nicht sowohl durch sein Schicksal als durch sein ganzes Wesen für diese Erde eine tragische Person, ein dem Tode Geweihter. Und selbst sein Schicksal scheint mir mit seinem Wesen zusammenzuhängen." Und wieder an anderer Stelle: „Nur schweigend will ich euch hinweisen auf den zu früh entschlafenen göttlichen Jüngling, dem alles Kunst ward, was sein Geist berührte, seine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu einem großen Gedicht; den ihr den reichsten Dichtern beigesellen müßt, jenen seltenen, die ebenso tiefsinnig sind, als klar und lebendig."

Kühl, sehr zurückhaltend, abweisend sogar war Dorothea Veit Novalis entgegengetreten. Sie hatte ihn dann verstehen und lieben gelernt. Und die sie liebte, liebte sie ganz. In ihr Tagebuch trug sie ein Gedicht ein, in dem sie gläubig vertrauend der Sehnsucht Worte lieh, den früh Entrissenen im Jenseits wiederzufinden:

„Er ging zuerst aus unserm Kreise,
Schließt ihn, ihr Freunde, näher an!
Wir treffen nach vollbrachter Reise,
Wer's treu gemeint, uns wieder an."

Und in einem Gedicht beklagte auch Tieck den von ihm genommenen Freund. Aber man vermißt in diesem Sonett den Herzenston, und was zu des Novalis Charakteristik darin gesagt wird, ist blaß. Doch hat Tieck mit der Herausgabe der Schriften des Novalis, an der Friedrich Schlegel doch nur sehr obenhin teilgenommen hat, ihm das bleibende Denkmal geschaffen. Mögen Nachgeborene diese Ausgabe als unzureichend empfinden: für eine Zeit, in der es galt, dem noch Unbekannten eine Gemeinde zu sammeln, war sie gut und klug ins Werk gesetzt. Viel Freundestreue und ein fester Glauben müssen Tieck bei dieser großen Arbeit geleitet haben.

Henrik Steffens, der Novalis persönlich nur flüchtig kennen lernte, war sich bewußt, einen Eindruck fürs Leben von ihm empfangen zu haben. Und vierzig Jahre nach Novalis' Tod, als er seine Lebenserinnerungen veröffentlichte, schrieb er nieder, daß alles, was er von Novalis vernommen und gelesen habe, den Gesang seines Lebens wie eine accompagnierende Musik, oft wie ein wundersames Echo aus fernen Gebirgen begleitet habe.

Ablehnend verhielt sich im Grunde nur Schelling allein. „Ich kann diese Frivolität gegen die Gegenstände nicht gut ertragen, an allen herumzuriechen, ohne Einen zu durchdringen", bekannte er noch nach Novalis' Tode, als er dessen Schriften von A. W. Schlegel erbat. „Er hat die Schranken gebrochen," schrieb Caroline.

In Novalis fand der Schillersche Kreis etwas wie eine Annäherung an die Romantik. Vielleicht daß

man es ihm hoch anrechnete, daß er nie mit seinen Freunden gemeinsame Sache gegen Schiller gemacht hatte, vielleicht auch, daß sein früher Tod versöhnte. Körner fand „viel Gutes" in seinen Schriften; bei seinen „lieblichen Bildern" verweilte er gern. Und freundlich und versöhnend mutet es an, daß Schillers Witwe bei Novalis Trost suchte und fand, im Leid um den Verlust, der ihr Leben bis zu ihrem eigenen Tod beschattete. Sie fand bei ihm (1811) einen Zauber und Reichtum der Fantasie und eine Kindlichkeit der Ansichten, „die mir in diesen Tagen ordentlich neue Schwingen gab." Der „Ofterdingen" hatte sie „recht ergriffen, und weich und warm gestimmt". Und nur in den „Fragmenten" wähnte sie, — ganz ließen sich die unfreundlichen Eindrücke früherer Tage doch nicht verwinden — den üblen Einfluß der Schlegel und Tieck zu spüren.

Eine frühe Auferstehung fand Novalis in den letzten Bänden von Jean Pauls „Titan". Mit einzelnen Citaten läßt sich das schwer belegen, es ist eine Wiederkehr derselben Stimmung, der gleiche Zeitgeist, der sich hier wie dort verdichtete. Züge, die in Novalis' Wesen sich entziehen, hier treten sie klar zu Tage. Doch war Jean Paul sich dieser Gemeinschaft schwerlich selbst bewußt. In seiner „Vorschule der Aesthetik" rechnete er Novalis kühl unter die Talente, bei deren wahrer, echter Tendenz man den Mangel von einem oder mehreren Beinen nachsehen müsse. Den Sternchen, roten Wolken, Tautropfen eines schönen poetischen Morgens verglich er seine Schriften.

Mehr oder minder bei allen späteren Romantikern

kehrt die Erinnerung an Novàlis wieder. Sie alle nahmen von dem edlen Geſtein, das er in tiefen Gängen ſeines Innern erſchürft hatte, und ſchmückten damit ihre Kronen. Der Todesgedanke zumal wurde ihnen Gemeingut: auch Zacharias Werner wiederholte ihn mit andern Worten. Eichendorff aber war wohl der erſte, der auf Novalis die geſamte Ideenwelt der Romantik zurückgeführt, die reinſte und tiefſte Offenbarung romantiſchen Geiſtes in ihm gefunden. Freilich, er unterließ es dafür auch nicht, den Verewigten in den Schoß der allein ſeligmachenden Kirche aufzunehmen und Totenmeſſen ihm zu celebrieren.

E. Th. A. Hoffmann hatte Novalis lieb. Beinah zu einer blauen Blume wurde ihm der Dichter der blauen Blume ſelbſt. Des Novalis kindliche Reinheit (die empfand er vor all ſeinen andern und widerſprechenden Eigenſchaften) mutete ihn an wie ein eigener Kindheitsklang. Und zweimal iſt er ganz in ſeinen Pfaden gewandelt. In den „Bergwerken zu Falun“ kehrt die Erzählung des alten Bergmanns aus dem „Ofterdingen“ wieder, im „Kampf der Sänger“ hat auch er den Wartburgkrieg geſtaltet. In beide Stoffe aber hat er ſein ſataniſches Princip erregungslüſtern hineingetragen. Er habe „das ſchöne Bild von dem im tiefſten Gemüt begeiſterten Heinrich von Ofterdingen, wie es ihm aus dem Novalis aufgegangen, durchaus verdorben“, ließ er in Selbſtkritik nachher einen Serapionbruder bekennen. Immerhin, ſo unrecht hatte Heine nicht, wenn er in ſeiner „Romantiſchen Schule“, beide vergleichend, Novalis neben Hoffmann ſtellte.

In dem schlanken, weißen Mädchen mit den ernsthaft blauen Augen, den goldenen Hyacinthenlocken und den lächelnden Lippen, in deren Brust die Schwindsucht wohnt, deren Herzchen sich nach dem stillen Garten draußen mit den kahlen Hügeln und der dürren Pappel sehnt, — hat Heine Novalis' Muse gezeichnet. Ihr hat er den roten Maroquinband, dessen Goldschnitt verblichen, mit dem „Ofterdingen" in die Hand gelegt. Und wirklich, die eine Seite Novalis'schen Wesens, das zarte, süße Sehnsuchtsweben, lebt in diesem Bilde fort — ein sentimentales Bildchen, aus dem doch viel von deutschem Empfindungsleben spricht. „Novalis sah überall nur Wunder und liebliche Wunder; er belauschte das Gespräch der Pflanzen, er wußte das Geheimnis jeder jungen Rose, er identificierte sich endlich mit der ganzen Natur, und als es Herbst wurde und die Blätter abfielen, da starb er."

Ablehnend gegen Novalis verhielt sich das Junge Deutschland. Einem Geschlecht, dem freiheitliches Empfinden zum Maßstab wurde, hatte er wenig zu sagen. Seine Sehnsucht nach stiller Enge war Männern, die ins Weite strebten, fremd. Als der Johannes eines reactionären Evangeliums galt er ihnen. Man hatte gesehen, wie die Romantik in Fürsten- und Priesterdienst willfährig geendet hatte, und ihr Ende legte Zeugnis gegen ihre Anfänge ab. Das deutsche „Gemüt" war anrüchig geworden. Heinrich Laube nannte Novalis den echten Paradiesvogel, von dem erzählt wird, daß er ohne Füße sei und stets in der Schwebe hängen müsse. Seinen Flug über die Wirklichkeit hinaus that er etwas von oben und sehr obenhin ab. Er mißverstand

wohl das Heinesche Urteil, doch bildete er es nach. Tiefer erfaßte Arnold Ruge des Novalis Wesen und Dichtertum. Auch er betonte die Gefahren, die in Novalis' Weltentrückung beschlossen liegen. Und wenig galt ihm die Poesie des „Ofterdingen". Aber — „wie von den Büchern der cumäischen Sibylle das Eine, welches der König kaufte, so viel wert war, als alle zusammen, die sie ihm zuerst geboten, so ist auch der Eine Novalis die ganze Romantik, und wenn alle Schriften der nachfolgenden Verkündiger dieses Geistes in Wassers- oder Feuersnot gerieten, ihr Wesentliches wäre uns in ihm versichert." Tief empfand er ihn als den Offenbarer des Gemüts. Eine Polemik der Liebe führte er gegen ihn. Er war der Andacht nicht frei, gegen die er sich wehrte. Und den großen Seher und Deuter mochte er nicht in ihm verleugnen: „Sein Geist enthält in poetischer Anschauung und lyrischer Erregung den ganzen Inbegriff dessen, was neben und noch lange nach ihm das deutsche Bewußtsein in seinen Tiefen vorzugsweise beschäftigen soll, und trifft daher an allen Punkten ins Herz unserer Zeit." Arm klingt daneben Wolfgang Menzels Lob; ein Lob aus Politik; doch spricht sich wohl auch darin Novalis' Bedeutung aus, daß die Politiker hüben und drüben angesichts seiner über die politischen Grenzen nicht hinauszukommen vermochten. Noch wirkte er fort wie eine lebende Macht. Und es war doch nur eine Sehnsucht, die aus ihm gerufen hatte; nur Innerlichkeitsgeltung, die er beanspruchte.

Ablehnender noch als das Junge Deutschland verhielt sich der deutsche Realismus Novalis gegenüber.

Friedrich Hebbel schreibt in seinen Tagebüchern: „Novalis hatte die wunderliche Idee, weil die ganze Welt poetisch auf ihn wirkte, die ganze Welt zum Gegenstand seiner Poesie zu machen. Es ist ungefähr ebenso, als wenn das menschliche Herz, das sein Verhältnis zum Körper fühlt, diesen ganzen Körper einsaugen wollte. Jean Paul nennt Novalis mit Recht einen poetischen Nihilisten." Doch finden sich in eben diesen Tagebüchern soviel Aussprüche über Dichtung (auch über „Wilhelm Meister"), aus denen Novalis' Worte vernehmlich wiederklingen, doch weist die seelische Eigenart der beiden Männer eine so erschreckende Aehnlichkeit auf, daß man vielmehr über das Gemeinsame scheinbar so entgegengesetzter Naturen staunen mag. Und Grillparzer war sich dieses Gemeinsamen im Gegensatz voll bewußt. „Novalis-Vergötterung des Dilettantismus", schrieb er. „Ein Franz Sternbald, Objekt und Subjekt zugleich. Ein Wilhelm Meister, ohne Freibrief, in seinen Lehrjahren verfangen ewiglich ... Daß die Deutschen diesem schaukelnden Träumen, dieser bild- und begriffloſen Ahnungsfähigkeit einen so hohen Wert beilegen, ist eben das Unglück dieser Nation ... Ich spreche hier nicht als einer, dem dieser dumpf träumende Zustand fremd ist, denn er ist der meine."

Inzwischen war die Zeit zu objektiv historischer Würdigung gekommen. Je mehr die litterarischen Physiognomieen der Freunde des Novalis und seiner Zeitgenossen verblaßten, um so eindringlicher zeichnete sich die seine. Ein Teil der geistlichen Lieder des Novalis war in das evangelische Gesangbuch aufge-

nommen und ein lebendiges Gut christlicher Gemeinden geworden. Das Gericht der Zeit und ihrer wechselnden Stimmungen, Novalis hatte es bestanden. In der fünften Auflage seiner Geschichte der deutschen Litteratur zeichnete ein Führer einer neuen realistischen Richtung, Julian Schmidt, sein Bild mit eindringendem Verständnis. Er fand in ihm den Deuter seiner Zeit in ihren Tiefen. Doch mutmaßte auch er noch, daß des Novalis Abkehr vom Realismus zwar einerseits auf Princip, doch andrerseits auf Mangel an Talent beruht habe. Und in Hermann Hettners klarer, lichtvoller Darstellung ist ein Wesentliches Novalisscher Eigenart und Dichtung auf wenigen Seiten erschöpfend dargestellt, ohne daß Hettner die Gefahren, die aller Mysticismus in sich trägt, übersehen hätte. Brandes' Charakteristik erscheint daneben wie ein Rückfall in die einseitige Urteilsprägung des Jungen Deutschland. Ruges Auffassung war offenbar für ihn maßgebend; doch hat er sie wiederholend nicht eben vertieft.

Wie auch das Urteil hinüber und herüber ausfallen mochte, genug, er lebte. Ein Lebender, dem das Interesse vom Tage zum Tage gilt, zeichnen sich seines Nachwirkens Spuren in der Romandichtung wieder.

Im geistlichen Tischgespräch an wohlbesetzter Tafel in Holteis „Christian Lammfell", da ernsthaft die Frage erörtert wird, wie weit die Bibel zu einem Lesebuch des Volkes tauge, muß neben Seume und Lessing auch Novalis für eine katholische Auffassung zeugen. „Dabei gedachte ich eines gleichfalls protestantischen Dichters, eines obenein zu den evangelischen Brüdergemeinden gehörigen, der mitten aus freier geistiger Weltansicht

heraus für den Katholicismus ſtreitet." — Und ganz im Stil der Zeit wandelt ſich in Spielhagens „Problematiſchen Naturen" die blaue Blume in — die Liebe. „Sie erinnern ſich doch der blauen Blume in Novalis' Erzählung? Die blaue Blume! Wiſſen Sie, was das iſt? Das iſt die Blume, die noch keines Menſchen Auge erſchaute, und deren Duft doch die ganze Welt erfüllt." — — „Die Liebe iſt der Duft der blauen Blume, der, wie Sie vorher ſagten, die ganze Welt erfüllt, und in jedem Weſen, das Sie von ganzem Herzen lieben, haben Sie die blaue Blume gefunden." — — „Sie löſen ſo doch das Rätſel nicht, denn eben die Bedingung, daß wir von ganzem Herzen lieben müſſen, können wir ja nicht erfüllen." — Das Symbol war geblieben; aber einer Ichbefangenen Zeit galt es nur als Schönheitspfläſterchen für ihr eigenes Geſicht.

Und nun zur Einkehr beim Doctor Faulſtich in Fontanes „Vor dem Sturm"! Auf Novalis kommt das Geſpräch: „Haben Sie nicht Novalis auf Koſten Tiecks überſchätzt?" — „Ich zweifle, daß er überhaupt überſchätzt werden kann. Die ganze Schule vereinigt ſich in dieſer Anſchauung ... Es bedarf einer beſonderen Organiſation und kaum minder einer allereingehendſten Beſchäftigung mit ihm, um dieſem Lieblinge der Schule, wie ich ihn nennen darf, folgen zu können ... An einer allerintimſten Stellung unſeres Dichters zum Chriſtentum iſt gar nicht zu zweifeln; käme dieſer Zweifel aber auf, ſo wäre es mit ſeiner Suprematie vorbei ... In allem Schönſten, was die Schule geſchaffen hat, klingt laut oder leiſe dieſer Ton, und die

Sehnsucht nach dem Kreuz ist ihr Kriterium. In keinem ist diese Sehnsucht lebendiger als in Novalis; er hat sich in ihr verzehrt."

Wichtiger als all das: Die Ideen- und Stimmungswelt, die Novalis beschworen, ist allerorten unter seinem Einfluß oder unabhängig von ihm wieder aufgelebt. Sein Fühlen erstand in andren wieder. So oft im 19. Jahrhundert die Stimmungen, für die er den tiefen Ausdruck fand, überwunden wurden, so oft kehrten sie wieder.

England zunächst. In England wurde Novalis recht eigentlich durch Carlyle (1829) eingeführt — „als ein Mann von aller unbestreitbarstem poetischen und philosophischen Talent; dessen Ansichten, so außergewöhnlich, ja geradezu willkürlich und unbegründet sie oft scheinen, engste Zusammengehörigkeit in seinem eigenen Wesen bekunden und jedes fremde Wesen, das sie ohne Voreingenommenheit prüft, zu endlosem Nachdenken führen werden: seltsamste Untersuchungen, neue Wahrheiten oder neue Wahrheits-Möglichkeiten rufen sie wach, eine ganze unbekannte Gedankenwelt, in der — sei es zu Glauben, sei es zu Widerspruch —, die tiefsten Fragen unserer harren." Doch liest man heute Carlyles Essay wieder, so überwiegt doch das eine Gefühl: wie fremd mutete Carlyle, den Engländer, trotzdem er eine Novalis congeniale Natur war, der deutsche Romantiker an. Nicht, daß er vieles kritisch auszusetzen hätte, — nur eine gewisse Passivität, einen Mangel an Energie, an männlicher Entschiedenheit empfindet er störend, aber er spricht doch wie ein Fremder von Fremdem. Er steht Novalis gegenüber seelisch

nicht auf Heimatboden. Ueber ein intereſſiertes „Prüft ohne Voreingenommenheit" kommt er recht eigentlich nicht hinaus. Und doch war in England der Dichter bereits erſtanden und — geſtorben, der die tiefſte Weſensgemeinſchaft mit Novalis bekundet hatte und heute in ſeinem Vaterland als der größte aller engliſchen Lyriker gilt: Shelley.

Es iſt ſehr fraglich, ob Shelley Novalis' Schriften je geleſen: umſo erſtaunlicher die Empfindungsgleichheit. Dieſelbe Univerſumserfaſſung hier wie dort, aus ihr heraus das gleiche Naturempfinden. Man braucht nur an den einen Vers aus „Adonais" zu erinnern:

„He lives, he wakes — 'tis Death is dead not he;
Mourn not for Adonais. — Thou young Dawn,
Turn all thy dew to splendour, for from thee
The spirit thou lamentest is not gone;
Ye caverns and ye forests, cease to moan!
Cease ye faint flowers and fountains, and thou Air,
Which like a mourning veil thy scarf hadst thrown
O'er the abandoned Earth, now leave it bare
Even to the joyous stars which smile on its despair.
He is made one with Nature . . .",

man braucht nur dieſen einen Vers wiederzuleſen, um von der Gleichheit der Todesauffaſſung überraſcht zu ſein. Und dieſe Todesauffaſſung giebt ſich, ein pars pro toto, hier wie dort aus demſelben univerſellen Suchen, demſelben bedingungsloſen Hineinträumen auch in die bewußtſeinsloſe Natur. Und dieſe Aehnlichkeit erſtreckt ſich bis in kleinſte, ſcheinbare Zufälligkeiten: charakteriſtiſch für beide, wie grade die Naturfernen das Landſchaftsgefühl in ihnen weckten.

Und andrerseits, bei dieser tiefen seelischen Gemeinschaft, wie groß die Ansichtenverschiedenheit beider! Novalis' Heimweh nach kindlich schlichter Christgläubigkeit, sein Hängen an patriarchalischer Verfassung und Regiment — Shelley, der Atheist, der radikale Freiheitskämpfer! Man sieht: auch die Ueberzeugungen in Politik, in Religion wohnen noch nicht zu tiefst im Menschenherzen.

Wiederum erstand England eine Novalis verwandte Natur in Dante Gabriel Rossetti. Doch ist diese Verwandtschaft anderer Art. Beider Dichtung ist heimwehgeboren. Bei beiden steht hinter einem beinah gleichgiltigen Erdendasein, wonnevoll und wünschestillend ein Jenseitsfrieden. Aber diese Jenseitsträume sind bei Novalis philosophischer, bei Rossetti vorwiegend malerischer Art. Rossettis Jenseits ist ein Malereden. Auch wirkt die Einfachheit bei Novalis schlicht, stilisiert dagegen bei Rossetti. Dort ein altdeutsches, hier ein altitalienisches Ideal. Immerhin, die Grundstimmung ist die gleiche, es überraschen ähnliche Gedankenverbindungen. „J and this Love are one, and J am Death.“ In lieblichen Farben und kindlicher Reinheit zeichnet sich beiden das Bild der Muttergottes („Ave“). Und tiefsinnig schlicht bringt Rossetti einen Novalis verwandten Todesgedanken zum Ausdruck in dem eigenartigen Gedicht „Meiner Schwester Schlaf“. Christabend ist's, da das Mägdlein entschlummert. Und in dem Augenblick, da sie stirbt, spricht die Mutter, nicht ahnend, daß sie stirbt, ihr „Glory unto the Newly Born!“ Mehr als der Gedanke, die ganze Stimmung erinnert an Novalis.

Und der eine Roſſetti ſteht hier für eine ganze Richtung in der modernſten engliſchen Litteratur. Käme es darauf an, auf einzelne Erſcheinungen zu deuten, ich könnte George Moore's Roman „Evelyn Innes“, ich könnte ſelbſt — ſo überraſchend es klingt, die eine oder andre Erzählung Rudyard Kiplings hier namhaft machen. Genug, Gemütsſtimmungen, die für uns Deutſche der Name Novalis beinah erſchöpfend bezeichnet, ſie drängen in dem modernen England wieder und wieder nach Verdichtung. Und der Gedanke der Seelenwanderung kehrt lockend wieder im Traum der Zeit.

Der franzöſiſchen Litteratur des 19. Jahrhunderts war in Lamartine eine Novalis verwandte litterariſche Erſcheinung erſtanden. Ganz äußerlich ſchon. Aus beider Dichtung klingt das religiöſe Motiv als Grundmotiv, beider Dichten iſt überſchattet von dem Tod einer jungen Geliebten, — und es ließen ſich die verwandten Züge im Bilde dieſer Sophie von Kühn, wie es ſich Novalis nach ihrem Tode zeichnete, und dieſer Elvire-Graziella bis in Einzelheiten verfolgen. Hier wie dort gehen Nacht- und Todesſtimmung eine unlösliche Ehe ein, hier wie dort raunt die Natur ihre Offenbarungen erſt, nachdem der Schleier der Abenddämmerung über ſie gefallen. Die Nacht iſt, wie es bei Lamartine einmal heißt („La Prière“), der innere Tag. In der Nacht bietet ſich die Natur ihrem Schöpfer gleichſam bräutlich dar. Und in dem Weihgeſang der Nacht ertönt das Hohelied des Todes. Einen Befreier nennt ihn auch Lamartine. Einen fallenden Schleier ſieht er in ihm, fallend zwiſchen ihm ſelbſt und Gott. Und, —

es sind dieselben Jahre beinahe, in denen Shelley seinen „Adonais“ dichtet —, hinter der Nacht- und Todesstimmung schlummert ein pantheistisches Sehnen nach Selbstaufgabe an das Universum, wenn es sich auch versteckter, vorsichtiger giebt. „Tout se tait: mon coeur seul parle dans ce silence. La voix de l'univers, c'est mon intelligence.“

Und vierzehn Jahre etwa nach dem Erscheinen der „Confessions“ concipiert Balzac aus mystischen Liebesstimmungen heraus seine „Séraphita“. Man weiß aus den „Lettres à l'Etrangère“, daß er zu diesem Behuf in deutsche Mystik sich versenkte. Doch scheint Novalis selbst ihm entgangen zu sein. Er suchte eine Mystik des Gemüts, aber er fand nur eine Mystik der Einbildungskraft. „Séraphita“, das er selbst für sein bedeutungsvollstes Buch hielt, sagt uns Nachgebornen wenig. Vielleicht hätte Balzac bei Novalis gefunden, was er bei Swedenborg vergeblich suchte. Doch ist das Suchen schon an sich bezeichnend. Und vermochte er diese Stimmungen selbst nicht zu gestalten —, sie lebten doch in seinem Innern.

Und ich denke an Verlaine. So verschiedenartig das Wesen und die Lebensführung des deutschen Romantikers und des französischen Dekadenten sind, es ist doch eine gleiche Sehnsucht, die sie auf ähnliche Wege führte. Auch der Dichter der „Sagesse“, des „Amour“ und „Bonheur“ schreibt Jesus- und Marienlieder. Doch ist nicht das das Bezeichnende. Aber diese religiösen Gedichte sind aus der gleichen weltflüchtigen Friedenssehnsucht geboren, wie des Novalis geistliche Lieder. Hier wie dort flüchtet dies Heimweh

zunächst in die Vergangenheit. Lockend ersteht das Bild des frommen Mittelalters, freilich ein bittrer, unfrommer Skepticismus löscht noch in „Sagesse“ die eben aufgetragenen Farben. Aber das Bild kehrt wieder, und der Skepticismus schweigt. Und Bilder einer stilisierten, unmodern anmutenden Friedenslandschaft treten daneben. Und ganz wie Novalis in den „Hymnen an die Nacht“, kontrastiert Verlaine den Schmerz in der antiken Welt mit dem der christlichen, und dieser christliche Schmerz wird ihm zum Tröster. Und wenn die Sonne sich gesenkt und der Abend über die Felder schreitet, naht er als „soir mystique“.

Wieder kann hier der eine Name Verlaines für eine breite Richtung stehen in der neuesten französischen Litteratur.

Und Maeterlinck, der Bläme, ist bei Novalis selbst eingekehrt. Seine „Lehrlinge zu Sais“, eine Anzahl seiner Fragmente hat er ins Französische übertragen. Und die Stimmungen, die Novalis in ihm ruft, hat er festzuhalten gesucht. Als einer der großen Innerlichkeitsoffenbarer gilt er ihm. Einer, der der stummen Sprache der Seele Worte geliehn. Der das Stammeln des Kindes verstanden, das über alle menschliche Weisheit ist. „Er quält sich nicht ab; er sucht sich nicht in Qual und Aengsten; er sieht lächelnd auf die Dinge hernieder mit sanfter Gleichgiltigkeit; er blickt auf die Welt mit der unaufmerksamen Neugier eines müßigen Engels, den ferne Erinnerungen zerstreuen.“ Ein Mystiker ist er ihm, dessen Mystik eine unbewußte und der keinen Zielen nachgeht. Aus einer Novalis be-

freundeten Stimmung hat er so des Novalis Bild kokett, modern stilisiert.

— — Man weiß, wie in Deutschland die Sehnsucht nach der Welt des Novalis wieder wach geworden.

Ich verhehle mir nicht: die Stimmungen, die Novalis rief und die uns wieder locken, bergen Gefährnisse für Litteratur und Kultur. Aber gerade darum ist es Not, sie in ihrer historischen Bedingtheit zu zeichnen.

Und in diesen Stimmungen regt sich ein sonntägliches Etwas in der Seele, das zu Recht besteht. Auch will es mich dünken, als hätte Novalis eine Sendung an unsre Zeit. Ein Mahner zu Selbsteinkehr ersteht er wieder.

Und wenn ich hier sein Bild zu zeichnen suche, thu ich es in dem Sinne seiner eignen Worte:

„Wo gehen wir denn hin?"

„Immer nach Hause."

II.

„Den zweiten Mai 1772 zu Wiederstedt machte uns Eltern Gott die Freude und schenkte uns einen Sohn, welcher in der Taufe den Namen bekam: Georg Friedrich Philipp von Hardenberg," — mit diesen Worten verzeichnete die fromme Mutter die Geburt des Novalis.

Ein altes Nonnenkloster aus dem 13. Jahrhundert, dies Ober-Wiederstedt, einer der Stammsitze der freiherrlich Hardenbergischen Familie. Zu Zeiten des dreißigjährigen Krieges war Kloster und Amt in ihren Besitz gekommen. Im Jahre 1683 war der Anbau errichtet worden, in dem Novalis das Licht erblickte.

Hoch und stark ragen die Mauern des alten Herrensitzes in die Höhe. Zu wehrhaftem Widerstand waren diese Steine geschichtet worden. Zwischen den beiden Flügeln des Gebäudes, ein Schutzturm, nicht eben hoch, aber gedrungen. Um die Bogenfenster des alten Klosterbaus hat wilder Wein seine Ranken gezogen. Unter dem Laubdach hochstämmiger, alter Bäume zieht sich der Weg, an einem Weiher vorbei, durch den Park vor dem Schlosse. Ernst und blumenlos auch dieser Park.

Und in dem alten Bauwerk hat die Sage sich eingenistet. Die Pforte soll vermauert sein, an der ein Hardenberg der Braut wartend gestanden hatte. Wohl kam die Braut, doch tötete sie ein Blitzstrahl, wie sie das Haus betreten wollte. Und zu Zeiten hörte der Wächter draußen einen Schuß durch die nächtlich stillen Räume hallen.

Durch eine niedere Pforte tritt man in das Innere des Gebäudes. Lange, hallende Gänge und breite Treppen. Hoch und weit die Gemächer. Die Zimmer aber im Erdgeschoß feucht und düster, und gerade diese Zimmer bewohnten Novalis' Eltern — eine unwohnliche Stätte für ein heranwachsendes, brustschwaches Geschlecht. Und noch sieht man das Bett, in dem Novalis geboren wurde. Alkovenartig ist es in die Wand eingemauert, und auf hohen, steilen Stufen steigt man dazu empor.

Alles in diesem alten Herrensitz war dazu angethan, der Fantasie eines Kindes Nahrung zu bieten. Auf die Vorzeit verwies hier alles.

Ein gutes Erbteil hatte sich tiefe Religiosität in der Hardenbergischen Familie von Geschlecht zu Geschlecht erhalten. Es ist schwer zu sagen, wann diese ausgeprägte Gemütsrichtung zuerst in der Familie erstanden ist. Sie tritt zum erstenmale in der Statthalterin Magdalene Christine von Hardenberg, geborenen von Seestedt, die gegen das Ende des 17. Jahrhunderts lebte, in Erscheinung. Wie eine Lichtgestalt wandelt diese Frau durch die Wirrnisse einer kriegverrohten Zeit. Und zum andernmal ist es wiederum eine Frau, von der eine religiöse Kraft ausgeht. Das

ist Novalis' Großmutter väterlicherseits, eine geborene von Heynitz. Damals hatte sich das religiöse Empfinden unter dem Spener-Zinzendorf'schen Einfluß vertieft. Sie war es, die diese Empfindungserneuerung in sich erlebte und den Ihren zutrug.

Und religiöse Kämpfe waren auch Novalis' Vater, Heinrich Ulrich Erasmus von Hardenberg, zu dem einen, großen Lebensinhalt geworden. Wir besitzen ein Blatt von seiner Hand, auf dem er davon Rechenschaft ablegt: „Nach einem wüsten, wilden Leben," heißt es da, „erwachte ich zuerst 1769 durch eine heftige Erschütterung bei dem Tode meiner (ersten) Frau und empfand eine heftige Unruhe über den Zustand meiner Seele. Die fromme Erziehung meiner seligen Mutter hatte mir Prinzipien eingeflößt, welche mir schon in meinen zarten Jahren starke Eindrücke in meiner Seele gemacht, und diese hatte mir der langmütige Gott auch in dem Wust von Lastern erhalten, welchen ich mich so lange überlassen." Er erzählt weiter, wie er den „lieben" Dodridge zu lesen angefangen, und sich „auf recht solenne Weise durch ein schriftliches Bündnis, welches ich demnächst allemal erneuerte, so oft ich zum heiligen Abendmahle ging," dem lieben Gott ergeben habe. Den Frieden für seine Seele aber vermochte er vorerst noch nicht zu finden. Der ward ihm erst im Schoße der Brüdergemeinde zu teil, in der er gläubig bis zu seinem Ende verblieb.

Ein durchaus gebildeter Mann, dieser Vater des Dichters. Er hatte den Bergbau studiert, sich juristische Kenntnisse angeeignet und hatte auch Kriegsdienste gethan. Er war ein Mann der That. Bei der Blattern-

epidemie, der seine Frau erlag, war er furchtlos in die verseuchten Hütten gegangen und hatte Hilfe gebracht, wo sich kein andrer mehr dazu fand. Die Selbstvorwürfe, die der in Glaubenskämpfen ringende Mann sich machte, werden denn auch auf ihr gebührend Maß zurückzuführen sein. Freilich, auch in seinen Adern mag das Blut heißer als bei andern geflossen sein, und der Hang nach dem Weibe mag ihn zu Thorheiten verführt haben; aufwallend war er und hitzig. Doch bezwang er sich selbst. Zu einer etwas starren Persönlichkeit wuchs er sich aus. Hart war er, gebietend und ernst; ein ehrlicher, einsamer Mann. Streng war er gegen die Kinder, doch strenger gegen sich selbst. Sobald sie erwachsen waren, billigte er, daß sie einen ganz freimütigen Ton ihm selbst gegenüber anschlugen; er wollte, daß sie den Freund in ihm suchten. Keusch in seinen Gefühlen, hielt er sich die Menschen, wie dies bei solchen Naturen so häufig, unter absichtlich zur Schau getragener polternder Grobheit fern. „Was ist vorgefallen?“ fragte Tieck, in den späteren Jahren bei den Hardenbergs zu Gast, den Diener, da er des Novalis Vater im Nebenzimmer schelten hörte. „Der Herr hält Religionsstunde,“ lautete die Antwort.

Und dieser Mann hatte zweiunddreißigjährig in zweiter Ehe eine arme, zwanzigjährige Waise geheiratet, das Fräulein Auguste Bernhardine von Bölzig, die nach dem Tode ihrer Eltern bei seiner Mutter Unterschlupf gefunden hatte. Sie ordnete sich ihm ganz unter. Ihr Lieben war ein demutsvolles Dienen. Mehr als die Gattin war sie ihm die Mutter seiner Kinder, die denn auch in ihr den Anwalt gegen väterlichen Zorn zu finden

wußten. Zeitweilig erkrankte sie schwer in Folge der häufigen Entbindungen, die sie zu überstehen hatte, — sie hat elf Kinder zur Welt gebracht; sie wurde schwermütig. Aber auch in gesunden Tagen mag ihr das Leben neben diesem ernsten, verschlossenen Mann nicht leicht eingegangen sein. Um so inniger suchte und fand sie Liebe bei ihren Kindern. Und wie mag sich denen das Bild der zarten, vergrämten, liebevollen Frau ins Herz gezeichnet haben!

Es war ein einsames Leben, das die Hardenbergische Familie auf Oberwiederstedt führte. Fast allen Verkehr hielt man sich fern. Der Vater, der gern das, was seiner Natur entsprach, zur Norm eines moralischen Gesetzes erhob — ein Zug, der auch auf Novalis übergegangen ist — verschanzte sich den Bitten seiner jungen Frau gegenüber, auf der die Einsamkeit lastete, hinter religiösen Bedenken. Der Kinder wegen mußte man zerstreuenden Verkehr meiden. Und einsam wuchsen diese Kinder heran, und früh mögen sie in ihren kindlichen Gedanken aus der einförmigen Alltäglichkeit und ihrer strengen Zucht heraus die Reise in ein fantastisches Reich angetreten haben. Jedenfalls schlossen sie sich eng und innig an einander an und sind sich zeitlebens seelisch nahe geblieben: Beweis genug, daß diese strenge Erziehung keine schlechte war. In Bruder Erasmus fand Novalis den ersten Freund. — Und das blieb alles beim Alten, als der Vater mit seiner Familie (1787) nach Weißenfels übergesiedelt war, um die Direktorstelle bei den kursächsischen Salinen anzutreten. Er kaufte in Weißenfels ein Haus mit einem Garten und wußte seine Thür vor unbe-

quemem Besuch, und das war im Grunde aller Besuch, zu schließen.

Ein verträumtes und vielleicht ein wenig verschüchtertes Kind, wuchs Novalis unter dieser strengen Zucht heran. Früh trat in ihm der Zug zu Tage, der seine Wesenheit bestimmte: die große Reizbarkeit, die Erregbarkeit, das Sensitive seiner Natur. Er soll in seinen ersten Knabenjahren einen Abscheu gegen jeden Unterricht bekundet und schwer gelernt haben. Nach einem heftigen Ruhranfall, verbunden mit Atonie des Magens, soll das dann plötzlich anders geworden, ins gerade Gegenteil umgeschlagen sein, — an die Kindheitserkrankung der „schönen Seele" könnte man dabei denken. Wie dem auch sei: es sind Uebersetzungsarbeiten und kleine Aufsätze des Achtjährigen handschriftlich erhalten, die am Maßstab unserer Zeit gemessen, eine erstaunlich frühe Entwicklung und gute Fortschritte bekunden. Der spätere Kirchenrat Christian Schmidt, der eine zeitlang als Reisebegleiter bei dem Neunjährigen fungierte, nannte ihn „einen aufgeweckten, selbstthätigen, originellen, geistvollen Knaben". Dies Urteil in Zweifel zu ziehen, liegt keine Veranlassung vor.

Unterbrochen wurde die Einförmigkeit des stillen Wiederstedter Lebens für Novalis durch einen einjährigen Aufenthalt, den er bei dem Bruder seines Vaters, Friedrich Wilhelm von Hardenberg, Landkomtur des Deutschen Ordens, dem „Onkel Komtur," in Lucklum im Braunschweigischen nahm. Eine neue Welt trat ihm hier entgegen. An Stelle der Einfachheit und Zucht ein Leben aus dem Vollen, Geselligkeit, Zerstreuungen. Aber der Onkel Komtur, der sich Zeit

seines Lebens einen entscheidenden Einfluß auf Novalis' Lebensführung angemaßt hat, wußte den Knaben nicht zu nehmen, so wenig wie später den Mann. Aus einem ungedruckten Familienbrief geht hervor, daß er jugendliche Thorheiten höchst seriös behandelte und mit Aufgebot seiner ganzen Würde feierlich zu reprimieren suchte. Er gehörte zu den Menschen, deren überlegene Klugheit sich dem tiefer Blickenden als Beschränktheit, Mangel an Verständnis und Einsicht enthüllt. „Sein Verstand hat die Kultur eines alten Weltmanns, aber auch dessen Eingeschränktheit; von jeher verzog ihn das Glück," so hat Novalis später über ihn geurteilt. In der That, er mutet, soweit sich der Begriff auf Deutschland übertragen läßt, ganz an wie eine Gestalt des „ancien régime." Novalis sollte es erfahren, wie sehr solche Menschen unbequem und hinderſam zu werden vermögen.

Daß sich im übrigen in den Geschwistern allen frühzeitig geheime Auflehnung anbahnte gegen die strenge väterliche Zucht und gegen die Religiosität, die sie vorerst als Zwang anmutete, — wen will es verwundern?

Im Jahre 1790 kam Novalis auf das Gymnasium zu Eisleben. Er wurde sogleich in die Prima aufgenommen. Rektor Jani, der im Rufe eines vorzüglichen Philologen stand, erteilte selbst in der Prima den altsprachlichen Unterricht; er scheint es verstanden zu haben, seinen Schülern Liebe zu den klassischen Autoren einzupflanzen — Horaz vor allen ist Novalis noch lange Jahre hindurch ein Lieblingsautor geblieben. Es stammen auch offenbar aus jener Zeit zahlreiche Versuche des Novalis, Bruchstücke aus Homer, Horaz,

Virgil und Theocrit in deutsche Hexameter, auch in freie, selbstgewählte Versmaße zu übertragen. Sogar ein Widmungsgedicht solcher Uebersetzungsproben an Jani ist noch vorhanden. „Horazischen Geist und die lachende Laune" rühmt er dem Rektor darin nach. — Michaeli 1790 dann bezog er die Universität Jena, Jurisprudenz zu studieren.

In Jena trat Novalis der Mann entgegen, der sein Herz zur ersten heißen und reinen Begeisterung entflammen sollte: Schiller.

Man begreift was Schiller einem Jüngling zu sein vermochte. „Sein Blick warf mich nieder in den Staub und richtete mich wieder auf," jubelte Novalis in seinem Brief an Reinhold. Er schien ihm selbst der Posa, für den er sich begeistert hatte. „Ihm gab das Schicksal die göttliche Gabe, alles, was er berührt, in das reinste Gold des geläutertsten Menschensinns, in das Eigentum und Erbteil der sittlichen Grazie zu verwandeln." Das Ideal des Schönen, es hieß ihm fortan: Schiller; das Ideal der Freiheit: Schiller; und Schiller das Erhabene, das sittlich Reine. Und dieser Mann, der ihm all das verkörperte, alles, was seine junge Brust erfüllte, trat ihm gütig, liebreich, wie es seine Art war, entgegen. „Ich kannte ihn und er war mein Freund", durfte der Jüngling sagen.

Und wie ein starker elektrischer Strom die gebundenen Elektricitäten in seiner Nähe löst, so wurde ihm, was der Knabe dunkel gefühlt und ersehnt hatte, in Schillers Umgang zu beglückendem Wunsche: ein Dichterberuf. Der große Jugendbegeisterer, hier übte er seine Mission persönlich.

Vergessen waren Jurisprudenz und Berufsstudium. In seinem Begeisterungsrausch machte Novalis sich an ein Ernten, wo nicht einmal gesäet war. Und nur zur Philosophie zog es ihn ernstlicher auf den Spuren seines großen Vorbilds hin. Neben die Sonne Schiller traten als bescheidene Planeten Reinhold und Schmid, deren Vorlesungen er fleißig besuchte.

Es war die Zeit, in der Schiller den entscheidenden Einfluß der Kantischen Philosophie untergangen war. Für Schillers Persönlichkeit bedeutete sie eine Stärkung des ohnehin starken ethischen Eindrucks, den er vermittelte. Das ethische Ideal trat denn auch Novalis, als das faßlichste, am greifbarsten entgegen. Jugendlich wie er war, wandelte es sich ihm in die Lust und Sucht zu moralisieren.

Mit einem Lächeln liest man die Briefe, die Novalis damals aus Jena an seine Mutter schrieb. Sie sind mit moralisierenden Betrachtungen — bis zur Selbstironie, ganz angefüllt. „Ja, Geduld muß das Los jedes Jugenderziehers, jeder Mutter sein (als wenn diese stille Frau nicht ihr ganzes Leben am Kreuz der Geduld festgeschmiedet gewesen wäre!), denn ohne dieselbe, was würde aus uns, die der geringste Windstoß in ihren Grundsätzen erschüttert und wankend macht." Und mit einem langen Citat aus Iselin, darüber, wie viel alle großen Männer ihren Müttern zu verdanken hatten, schließt er seinen Brief. Auch der Entwicklungsgang dieses Mystikers führte über die breite Chaussee moralisierender Plattitüden.

Aber noch eines spricht aus diesen Briefen: Die kecke Zuversicht — freilich, wer hätte die nicht mit

achtzehn Jahren? — zu etwas Großem berufen zu sein. Gerade aus ihr heraus trat er den Anerkannten ganz zurückhaltend und bescheiden gegenüber, was Wieland damals als den sympathischen Zug an ihm empfinden durfte. Diese Gewißheit selbst aber verdankte er wohl nebst seinen achtzehn Jahren, Schiller. Das war das Liebenswerte in Schillers Persönlichkeit, daß seine Größe nicht niederdrückte, sondern anderen das Bewußtsein eigenen Könnens gab.

Ein moralisierender Jüngling, aber auch ein Knabe, der die erste Zeit der Freiheit in durstigen Zügen schlürfte. Er hatte lange genug fest in den Banden der väterlichen Zucht geschmachtet, um sich nun auszutoben. Die Religiosität des Elternhauses war schnell ein überwundener Standpunkt geworden; an Stelle des religiösen Empfindens trat jener moralisierende Zug. Aber es fehlte auch nicht an Verirrungen. Er selbst sprach davon in seiner Epistel an Reinhold, da er von ihm Abschied nahm. Welcher Art sie gewesen, läßt sich unschwer erraten. Friedrich Schlegel erzählt, daß Novalis häufig Duelle in Jena ausgefochten habe. Novalis selbst aber dachte wohl vielmehr, wenn er von Verirrungen sprach, an Abenteuer mit unspröden Schönen.

Der Vater, der ihn von Weißenfels aus wachsam im Auge behielt, mag daraus, wie aus seiner Abkehr von jeglichem Brodstudium, Besorgnisse geschöpft haben. Und da Bruder Erasmus eben gleichfalls die Universität beziehen sollte, beschloß er (Oktober 1791) die beiden Brüder nach Leipzig zu schicken. Vorher aber galt es, Novalis die Notwendigkeit des juristischen

Studiums ernst vor Augen zu stellen. Ihm, dem Vater, mochte das in genügendem Maße nicht gelungen sein. So wandte er sich brieflich an Professor Schmid, auf dessen Intervention Schiller selbst den Jüngling auf den vorgeschriebenen Weg zurückzuführen unternahm. Und so groß war die Kraft dieser Persönlichkeit, daß Schiller ihn mühelos dahin brachte, wovon sein eigener Einfluß ihn abgewandt hatte. „Schiller zeigte mir höhere, reizendere Zwecke in dem Studium dieser ernsteren Wissenschaften, für die jeder nur einigermaßen an Kopf und Herzen gesunde und unverdorbene Mensch sich feurig und lebhaft interessieren muß", schrieb Novalis unter der Suggestion dieser Schillerschen Ermahnung. Aber die Trennung von Reinhold wurde ihm schwer, schwerer die von Schiller.

„Ein langbeinichter, schmaler Sybarit de grege musarum," wie er sich selbst bezeichnete, verließ Novalis im Herbst 1791 Jena, um zusammen mit seinem Bruder Erasmus, den er lieb hatte, die Universität Leipzig zu beziehen.

III.

„Ich muß mehr Festigkeit, mehr Bestimmtheit, mehr Plan, mehr Zweck mir zu erringen suchen, und dies kann ich am leichtesten durch ein strenges Studium dieser (juristischen) Wissenschaften erlangen. Seelenfasten in Absicht der schönen Wissenschaften und gewissenhafte Enthaltsamkeit von allem Zweckwidrigen hab ich mir zum strengsten Gesetz gemacht," mit diesem Vorsatz wohl gepanzert und gewappnet traf Novalis in Leipzig ein. „Wir spielten in Leipzig brillante Rollen auf dem Theater der Welt," das ist das Bekenntnis, mit dem er die Universität verließ.

In Leipzig erfüllte sich an Novalis zum ersten Male das, was ein Charakteristisches seiner ganzen Lebensführung, was das Leben dieses Dichters zum Gedichte macht: er erlebte und lebte in sich die ganze Stimmungswelt seiner Generation; sie ward in ihm gleichsam verkörpert.

In zwei Romangestalten aus eben jener Zeit, in Jean Paul's Roquairol und Tiecks William Lovell giebt sich diese Stimmungswelt in karikaturistischer Schärfe.

Wie gigantische Schatten, doch Schatten eben nur, steigen Roquairol und Lovell aus dem Hexen-

kessel dieser Zeit. Wie Brüder beide, beide „zerrissene Jünglinge". Sie sind die Hohenpriester der Freigeisterei der Leidenschaft. „Fliege mit mir, Ikarus, durch die Wolken, brüderlich wollen wir in die Zerstörung jauchzen, wenn unser Verlangen nach Genuß nur ersättigt wird." Es ist das Fiebern nach dem Weibe, das in ihren Adern glüht. Am Weibe werden beide zu Verbrechern. Sie knieen vor der Blume des Genusses, beten sie an, brechen sie und werfen sie fort. In ihren Pubertätsgefühlen liegt ihre „Größe". Aus ihnen heraus werden sie zu Skeptikern an allem. Was nicht Genuß heißt, ist Lüge. Wahrheit ist Lüge. Sittlichkeit der Lügen dümmste, denn in Wahrheit geht Macht und rohe Gewalt vor Recht, in Wahrheit ist Betrug die Wahrheit. „Ach! was ist Wahrheit und Ueberzeugung im Menschen? . . . . Oh! man rede mir doch künftig nicht von Menschen, die sich verstellen. Was ist die Aufrichtigkeit in uns?" In kindischem Unverstand reißen sie die Welt in Trümmer, um sich eine neue Welt aus ihrer Fantasie Gnaden zu bauen. Ein Harem diese neue Welt, mit verführerischen und bequemen Schönen, sie selbst die Sultane darin. Aber diese Titaniden der Fantasie, als die sie sich selbst empfinden, sie sind doch in Wahrheit nur fortgelaufene Buben aus der Schule des Moralismus. Bei allem titanischen Nach-den-Sternengreifen und allem kecken Umstürzen und Revolutionieren, hängt ihnen das Schulränzel auf dem Rücken. Und das ist vollgepackt mit vielen erziehlich weisen Ratschlägen, und die zehn Gebote mitsamt den Erläuterungen und dem übrigen Katechismus liegen oben auf. Und wie toll

sie sich auch geberden, sie können das Ränzel nicht von sich abthun. Und wenn sie der Freigeisterei der Leidenschaft Altäre bauen, sehen sie sich ängstlich nach ihren Präceptoren um. Und diesen Zwiespalt bauschen sie tragisch auf, und werden darüber zu Pessimisten. „Daß es noch Menschen giebt, die das, was man Geschäfte nennt, ernstlich treiben können, ist das Wunderbarste in der Welt: — oder ob sie noch garnicht darauf gefallen sind, sich selbst und andere näher zu betrachten, wie lächerlich, possenhaft und weinerlich alles, alles, selbst Sterben und Verwesen?“ Und: „ich habe mich in Gift betrunken, ich habe die Giftkugel, die Erdkugel, verschluckt.“ Es drückt das Ränzel. Und dabei ist es ihnen eine Wollust, in diesem Widerstreit zu wühlen, beständig mit der Sonde in dieser Wunde herumzukratzen. Sie sind die Werther der Selbstreflektion. Sie stellen sich vor den Spiegel, den ihnen wiederum die alte, gute, hergebrachte Moral geschliffen, und bestaunen sich in ihrer Gräßlichkeit. Es ist ihnen eine Wollust sich in ihrer ganzen Schlechtigkeit zu betrachten und sich zu sagen: was für ein Schuft bin ich. Denn zu dem Kitzel der Selbstverdammung, kommt die Genugthuung: welch gigantischer Verbrecher, welch über alles Menschentum hinausgewachsener Mensch! Alles an diesen Jünglingen ist Pose. Sie umhüllen sich in jedem Augenblick, und just am meisten vor sich selbst, mit dem pompösen Mantel der Theaterdekoration. Ihre Gefühle sind Reminiscenzen, ihre Gedanken Citate. Sie spielen die Rolle ihres Charakters, sie beklatschen sich inbrünstig bei ihrer Schicksale fünftem Akt. In dem theatralischsten der theatralischen Selbst-

morde — auch äußerlich in einem Theaterspiel — endet Roquairol. Lovell ist ein Jongleur des Selbstmords. Aber ihre Selbstmordmanie ist nur Theater, wie ihre Freigeisterei, ihr Skepticismus, ihr Fantasieschwelgen, ihr Pessimismus, ihre Selbstzersetzung Theater ist. In Wirklichkeit sind diese Titaniden gut deutsche, sentimentale Knaben.

Ihre ganze Sentimentalität ist in ihrer Freundschaft. Die ist der Stern an ihrem Himmel. So erlogen der Kult ihrer Freigeisterei, so echt ist der Kult ihrer Freundschaft. Dem Freunde gegenüber wissen sie sich in Herzensergießungen nicht genug zu thun. In ihnen ist das Backfischtum der Freundschaft zu einer Religion erhoben. „Süß, wie man sich schlummernd verblutet" fließt ihnen ihr ganzes Innre von der Lippe. „Wurde dir das längste Gebet des Menschen erhört, und hast du deinen Freund? Wachsen deine Wünsche und Nerven und Tage mit seinen zusammen, wie die vier Cedern auf Libanon, die nichts um sich dulden als Adler? Hast du zwei Herzen und vier Arme und lebst du zweimal wie unsterblich in der kämpfenden Welt?" In der Freundschaft fiel ihnen die Welt der Fantasie mit der der Wirklichkeit zusammen; es ist nur folgerichtig, wenn Lovell wie Roquairol, wenn sie beide auch an dem Verbrechen gegen die Freundschaft zu Grunde gehen. Und neben der Freundschaft stehen als zwei weitere Sterne, wenn auch von minderer Leuchtkraft, die Liebe zur Natur und zur Antike an ihrem Himmel. Diese Jünglinge haben es gelernt, sich „am Busen der Natur" auszuweinen. Was die nicht giebt, muß die Antike leihen!

Und das Einzige, was Titan zu lernen hat, ist Liebe zur Antike. Der ihn in sie einführt, wird sein Hierophant. Und wie einst Werther neben Lotte verstummte, bis sie das Wort „Klopstock" fanden, so wird in nicht unähnlicher Situation im „Titan" der Name „Sophocles" zu einem Löser und Offenbarer gemeinsamen Empfindens.

Ins Gigantische und Groteske spielen die Schatten Roquairols und William Lovells. Immerhin, es ist nicht schwer, aus diesen Schatten die Bilder selbst zu konstruieren.

Karl Graß, ein flüchtiger Bekannter des Novalis und ihm verbunden in Schiller-Begeisterung, hat einmal in einem Brief geschrieben: „In dem ersten Jahr hab ich oft mein Lager naßgeweint, weil man meine Unzufriedenheit für Ueberspanntheit u. s. w. erklärte, bis ich mich in mir selber verschloß. Ich nährte den geheimen innern Schmerz als den Wächter meiner besseren Empfindungen." Es ist als wäre in diesen Worten die eine, wesentliche Seite des Empfindungslebens dieser jungen Generation gegeben: revolutionäre Ansichten, die sich nicht an das Tageslicht wagen; Selbstzersetzung, die nur einen Ausfluß von Selbstkult darstellt; das wollüstige und bewußte Nähren des eignen Schmerzes; das brennende Verlangen, sich mitteilen zu dürfen. Bei den einen fließen all diese Gefühlsbächlein in das trübe Wasser eines unreifen Skepticismus und Weltschmerzes zusammen; so bei dem jungen Friedrich Schlegel. „Warum sollen wir aufrichtig sein", fragt er einmal blasiert, naiv in einem Brief den Bruder. Und dieser Weltschmerz steigert

sich bei Schlegel in seiner Leipziger Zeit, ganz wie bei Lovell, zu einem dauernden Spielen mit dem stumpfen Dolch der Selbstmordskoketterie. Bei den andern rufen die gleichen Stimmungen eine Ueberhitzung des Fantasielebens hervor; so bei Tieck. Und dies überhitzte Fantasieleben greift bei Tieck wie bei Lovell und Roquairol in die Sphäre der Wahnvorstellungen hinüber. Dabei der ängstliche, der moralisierende Zug: „Nimm meinen heißesten Dank für deinen Tadel und laß es nicht den letzten sein", schreibt Friedrich Schlegel. Und aus diesem Wirrnis der Gefühle tönt der eine Schrei nach Sich-mitteilen-dürfen, nach Freundschaft. Es ist charakteristisch genug, wenn der junge Schleiermacher, dem gleichfalls solche Gefühlsirrungen nicht ganz fremd blieben, dies Bedürfnis nach Mitteilung zur Norm eines moralischen Gesetzes erhob: „Jeder Mensch muß schlechterdings in einem Zustande moralischer Geselligkeit stehn; er muß einen oder mehrere Menschen haben, denen er das Innerste seines Wesens, seines Herzens und seiner Führungen kund thut, nichts muß in ihm sein womöglich, was nicht noch irgend einem außer ihm mitgeteilt würde." Heißt es doch noch in „Wilhelm Meister": „Was man nicht bespricht, bedenkt man nicht recht."

In der Enge deutschen Kleinstadtlebens, — auch in den größeren deutschen Städten, war das Kleinstadttum noch eingenistet, — wuchs diese Jugend auf. Die allgemeine Moral in Adelskreisen wie im Bürgertum war eine laxe. Ein sittlicher Schlendrian war eingerissen; er wurde zu einem gefügigen Gelegenheitsmacher. Draußen aber ging das große

Drama der französischen Revolution dröhnend in Scene. Die Deklamation der Hauptacteure klang vernehmlich in die deutsche Kleinstadtenge hinein.

Was Wunder, daß dieser Jugend das Herz aufging, daß es sich ihr aber auch peinvoll zusammenkrampfte! Die Freiheit war gekommen, und so reich schien ihr Strom, daß für alle, alle Dürstenden die volle Genüge da war. Und unerreichbar blieb ihnen dennoch die Freiheit, nur fühlbarer wurde die Enge. An der großen Wirklichkeit dort draußen gewannen und verloren sie den Maßstab für die Kleinlichkeit, die sie umgab. Es trat der Widerstreit ein zwischen ihrem Empfinden und ihrem Sein, der der Natur der Verhältnisse nach in Theatralik ausarten mußte. In ihren Träumen kämpften sie den großen Freiheitskampf des französischen Volkes mit, in Wirklichkeit spazierten sie in Leipzigs Gassen oder versäumten auch ein Colleg. In Wirklichkeit seufzten sie einem Mädchen nach oder genossen die Gunst einer skrupellosen Leipziger Schönen, in ihrer Fantasie feierten sie Orgien der Leidenschaft. In diesem Widerstreit erschien ihnen ihr Dasein erbärmlich, die Selbstreflection erstand, mit ihr die Selbstzersetzung und Selbstbespiegelung. Sie schwelgten in ihrer Kleinheit, da sie nicht groß sein durften. Noch im Rückblick auf diesen Jugendrausch schrieb Steffens: „der erste Moment der Begeisterung in der Geschichte, selbst wenn er unheilschwanger eine furchtbare Zukunft entwickelt, hat etwas Reines, ja Heiliges, was nie vergessen werden darf". Damals aber, in der ersten Trunkenheit, jubelte Tieck: „O, in Frankreich zu sein, es muß doch ein groß Gefühl sein, unter Dumouriez

zu fechten und Sklaven (d. h. das deutsche Heer) in die Flucht zu jagen und auch zu fallen, — was ist ein Leben ohne Freiheit? Ich begrüße den Genius Griechenlands mit Entzücken, den ich über Gallien schweben sehe, Frankreich ist jetzt mein Gedanke Tag und Nacht." Und selbst Schleiermacher bekannte, daß er die französische Revolution im ganzen genommen sehr liebe.

Ein andrer Einfluß trat hinzu, der in derselben Richtung wirkte. Das war der Einfluß der deutschen Litteratur.

Es ist um das Jahr 1790. „Iphigenie" war bereits erschienen und „Tasso," und Schiller war zu Selbstvertiefung in historische und philosophische Studien eingekehrt. Diese Jugend aber lebte fast ausschließlich noch die Jugenddichtung der beiden Dichter. Die revolutionäre Empfindung der „Räuber" und des „Götz", galt ihnen als Vorahnung ihrer eigenen Gefühle. In ihrem Innern tragierten sie den Moor. Er war der große Skeptiker, der sie zu sein sich vorspiegelten. Und Werther stand ihnen nahe. Seine Empfindsamkeit war die ihre geworden, und daß er das schale Dasein fortgeworfen hatte, machte ihn zum Heroen. „Gestern habe ich den Werther wieder gelesen, Goethe ist ein Gott, es griff mich sehr an", schrieb Tieck. Und vollends der Marquis Posa! War die Freundschaft das eine, große Gut, das ihnen allein fähig schien, das Leben lebenswert zu machen, hier konnten sie den Freundschaftsrausch gleichsam an der Quelle trinken. Die Freundschaft eines Carlos und Posa lächerlich zu machen, schien dem jungen Tieck die eine, große Frevelthat

die dem verderbten, ſchmachvollen Zeitalter, in dem man lebte, noch übrig bliebe. Daneben aber fiel der Einfluß Bürgers, Wielands, durchaus nicht zu unterſchätzen, ins Gewicht. Waren Schiller und Goethe die mehr Geprieſenen, ſie waren die mehr Geleſenen. Rouſſeau und Voltaire aber, die der älteren Generation die entſcheidende Anregung gegeben hatten, wurden nunmehr der tiefſten Verachtung anheimgegeben. Man fragt ſich bei Rouſſeau etwas vergeblich nach dem Grunde. Aber gerade ihn bezeichnete Tieck als den „Stifter der Schlechtigkeit unſerer Zeit". Voltaire und Rouſſeau ſtellten ihm erſt beide „das Exemplar einer verdorbenen Natur dar".

In dieſe Stimmungswelt wurde Novalis, der auf dem hohen Roß moraliſcher und moraliſierender Anſchauungen in Leipzig eingezogen war und der noch eben auf Karl Graß den Eindruck eines „guten, unverdorbenen Gefühls" verbunden mit „warmer Liebe für die Wiſſenſchaft" gemacht hatte, er wurde in dieſe Stimmungswelt hineingezogen durch einen Freund, den er in Leipzig fand, und deſſen Einfluß kaum hoch genug veranſchlagt werden kann: — Friedrich Schlegel.

„Das Schickſal hat einen jungen Mann in meine Hand gegeben, aus dem alles werden kann. — Er gefiel mir ſehr wohl und ich kam ihm entgegen; da er mir denn bald das Heiligtum ſeines Herzens weit öffnete. Darin habe ich nun meinen Sitz aufgeſchlagen und forſche. — Ein noch ſehr junger Menſch — von ſchlanker guter Bildung, ſehr feinem Geſicht mit ſchwarzen Augen, von herrlichem Ausdruck, wenn er mit Feuer von etwas Schönem redet — unbeſchreiblich viel Feuer — er redet dreimal mehr und dreimal ſchneller wie wir andre — die

ſchnellſte Faſſungskraft und Empfänglichkeit. Das Studium der Philoſophie hat ihm üppige Leichtigkeit gegeben, ſchöne philoſophiſche Gedanken zu bilden — er geht nicht auf das Wahre, ſondern auf das Schöne — ſeine Lieblingsſchriftſteller ſind Plato und Hemſterhuis — mit wildem Feuer trug er mir einen der erſten Abende ſeine Meinung vor — es ſei garnichts Böſes in der Welt — und alles nahe ſich wieder dem goldenen Zeitalter. Nie ſah ich ſo die Heiterkeit der Jugend. Seine Empfindung hat eine gewiſſe Keuſchheit, die ihren Grund in der Seele hat, nicht in Unerfahrenheit ... Er iſt ſehr fröhlich, ſehr weich und nimmt für itzt noch jede Form an, die ihm aufgedrückt wird ... Sein Name iſt von Hardenberg". Mit dieſen Worten kündete Friedrich Schlegel ſeinem Bruder Auguſt Wilhelm die neue Freundſchaft an. Notieren wir zunächſt: Novalis iſt heiter und fröhlich. Und hier iſt ein Gleichaltriger, der in dem Heiligtum ſeines Herzens ſeinen Sitz aufſchlägt und „forſcht".

Eben damals durchlebte Friedrich Schlegel die peſſimiſtiſch-zerſetzende, revolutionäre Stimmung ſeiner Generation bis auf die Neige. Die Leipziger Jahre ſind die ſchlimmſte Zeit ſeines Lebens geweſen. Sein großes Talent rang vergeblich nach Ausdruck, nach Bethätigung; ſo wandte es ſich gegen ſich ſelbſt in geiler Reflection, in Selbſtzerſtörung. Die affectierte Zerſetzung ſeines Selbſt, — er wandte ſie naturgemäß auch auf andere an. Und hier war ein Object.

Daß dieſer blonde, ſchwarzäugige Jüngling die eine große Liebe — denn er hat ihn geliebt! — ſeines Lebens werden würde, das hat er damals ſelbſt

kaum geahnt. Die Freude ein Object gefunden zu haben, mag groß gewesen sein; größer war dennoch das Bedürfnis sich zu geben. Und das tolle Durcheinander seiner Stimmungen, die großen Pläne und die große Niedergeschlagenheit, dazu sein sinnliches Begehren, all das hat sicher nach Mitteilung gedrängt und Mitteilung hier gefunden. Es wäre sonst die Klage in einem spätern Briefe, daß Novalis in „pöbelhafter Lustigkeit" schon einigemale seine Empfindlichkeit auf eine gewisse Art gereizt habe, wohl kaum verständlich.

Er fand fruchtbaren Boden für seiner Drachenzähne Saat. Roquairol aber war hier gleichzeitig Dian. Da war zunächst die Welt der Antike, die Schlegel damals mit hellsichtiger Liebe liebte; es bereiteten sich in ihm die „Griechen und Römer" vor; seine Früchte reiften auch Novalis. Und die ganze Fülle keimkräftiger Gedanken, die damals noch ein Chaos, in seinem Kopf und in seiner Fantasie durcheinander drängten, sie wurden mitgeteilt. Ist Friedrich Schlegel der große Anreger gewesen und geblieben, so waltete er hier zum erstenmale dieses seines Amts. Und mit dem „Object", das er gefunden hatte, durfte er wirklich zufrieden sein. Es ist etwas Weibliches in Novalis; er war so empfänglich wie er reizbar war.

Es tritt auch gleich die ganze Sentimentalität dieser Freundschaft zu Tage. Im Januar 92 hatten sie sich gefunden, im November war das erste schwere Zerwürfnis da. In der Zwischenzeit schon hatte Schlegel erfahren: „ihn zu beherrschen ist zwar nicht schwer; aber seine grenzenlose Flüchtigkeit zu fesseln, würde vielleicht selbst einem Weibe einmal schwer

werden." Zu dem Zerwürfnis aber trug auf Novalis' Seite beleidigte Eitelkeit mit bei. Die beredete ihn, so schrieb Friedrich Schlegel dem Bruder, „mein Benehmen sei hämische Tadelsucht und unsinniger Stolz". Ihn selbst beleidigte, daß Novalis auf seine weltschmerzlichen Stimmungen zeitweilig zu wenig einging. Aber diese Freundschaft war bestimmt, die Kinderkrankheit der Sentimentalität zu überdauern. Und Friedrich Schlegel scheint es gewesen zu sein, der schließlich doch nicht locker ließ. Auch aus dem Trennungsärger heraus schrieb er: „Er war mir doch etwas wert, ich wollte ihm so gern nützen, und auch gegen seinen Willen ist es doch wohl geschehen — er hatte Interesse für mich und meine Eigentümlichkeiten — Verstand und Witz hatte er wirklich nicht wenig."

Aeußerlich war der Nutzen, den Friedrich Schlegels Freundschaft Novalis brachte, zunächst ein recht bedenklicher. Streute Schlegel das Gold und Falschgold seiner Erkenntnisse und Anschauungen in ungemessener Fülle Novalis zu Füßen, so verlor der darüber zunächst die Lust, nach den schwach vergoldeten Nüssen, die an dem Baum seiner Fachwissenschaft, der Jurisprudenz, hingen, sich sonderlich abzumühen. Trotz aller anfänglich gefaßten guten Vorsätze, wurde er faul. Und er fing an zu „leben". Das that auch Friedrich Schlegel; das thaten diese weltschmerzlichen Jünglinge so ziemlich alle. Und Leipzig war ein gefährlicher Boden. Die weitere Folge war, daß er Schulden machte, was deshalb schwer wog, weil die Verhältnisse seines Vaters viel ungünstiger lagen, als er damals einsehen konnte und wollte. Zu einer schweren Thorheit muß Novalis

sich haben fortreißen lassen. Welcher Art sie war, wissen wir nicht. Aber Friedrich Schlegel schrieb dem Bruder: „Der arme Hardenberg thut mir unendlich leid, weil ein Fleck auf seine Ehre gekommen ist — er hat kindisch dabei gehandelt.“ Und Friedrich Schlegel war nicht eben skrupulös.

Die süßen, thörichten Gluten der ersten Jugendliebe entbrannten zu gleicher Zeit in seinem Herzen. Julie hieß seine Auserwählte. Als eine Frau Jourdans ist sie später nach Berlin gekommen. Bei Novalis aber zog diese erste Liebe mit ihrem ganzen Hofstaat von Weltschmerz, Verzweiflung und schlaflosen Nächten ein. Das Feuer brannte heiß, doch sank es schnell in Asche nieder. Ungebührlich bald kam Novalis wieder zur Besinnung. Sein Herz war unversehrt geblieben. Aber das letzte bißchen Arbeit war über dieser Liebe vernachlässigt worden.

Es kam zu einer Art Zusammenbruch. Die beiseite gelegte Arbeit, die Liebe, die Schulden und ihr Gefolge machten Novalis ein längeres Verbleiben in Leipzig zu innerer, vielleicht auch äußerer Unmöglichkeit. Und da faßte er einen Entschluß. Alles fortwerfen, ein neues Leben anfangen! Soldat werden! Dem Vater gegenüber motivierte er altklug diese Wandlung: „ich muß noch erzogen werden, vielleicht muß ich mich bis an mein Ende erziehen.“ Dazu sei das Militär die beste Schule, denn sein Charakter werde dort in strenge Zucht genommen werden. Und vielleicht war es ihm zum Teil selbst damit ernst. Im Augenblick der Zerknirschung mochte der moralisierende Pedant, zu dem er in Jena geworden war, wieder

aufwachen. Auch moralisierten diese revolutionären Weltstürmer alle.

Der Vater gab nach, — das beste Mittel zur Bekehrung. Novalis ritt nach Eisleben, und dort wurden ihm Aufschlüsse über seine Vermögensverhältnisse zu teil. An die Kurfürst-Kürassiere, von denen er geträumt hatte, war nicht zu denken. Rasch, wie er den Entschluß Soldat zu werden gefaßt hatte, gab er ihn wieder auf. „Mit Geld ist's überall gut sein," schrieb er an Bruder Erasmus, „selbst Fahnjunker, aber ohne Geld, da ist's ein armselig Ding zu leben." So wurde die Bestimmung getroffen, daß Novalis nach Wittenberg gehen sollte, dort weiter zu studieren.

Die ganze Stimmungswelt der damaligen Jugend, sie ist in den Briefen, die Novalis von Leipzig und von Wittenberg aus geschrieben hat. Die Saat, die Friedrich Schlegel gesät hatte, war rasch in die Halme geschossen.

Ein Fantasiekranker und einer, der sich dieser Krankheit nicht ohne Selbstgefälligkeit bewußt ist, spricht aus diesen Briefen. Er bekannte der Mutter gegenüber die „wilden Auswüchse" seiner Fantasie, die ihn beständig innerlich „unstät und flüchtig" machten. Dem Vater gegenüber war er sich bewußt, daß die bisherige unthätige Ruhe sein Herz verzärtelt habe. An Bruder Erasmus aber wurde er zum wohlerfahrenen Mentor, der aus schmerzlich weiser Selbsterfahrung heraus, vor den „Buhlereien mit der Fantasie und Empfindung, die die natürliche Kraft der Seele lähmen," warnte, „wo kranke Fantasie, da ist auch kranke Empfindung und kranker Verstand." Vom Anblick seiner Eltern,

von denen er getrennt war, hoffte er, daß ihm der „ein bißchen Frieden in die Seele giebt und manchen innern Aufruhr stillt.“ Er legte auch die Sonde an sein Herz, nicht ohne sie mit hoher Befriedigung über den Befund herauszuziehen: „Keiner fühlt's inniger als ich, wie sehr ich an diesem Fehler (des Egoismus) krank liege, der freilich allen Leuten meines Sinns sehr natürlich ist und fast sich aus ihrer eigensten Natur entwickelt . . . Ich werde auch mit jedem Tage aufmerksamer auf diese Auswüchse des an und für sich edlen Selbstgefühles, das allemal mehr als gewöhnliche Anlagen begleitet, und ich hoffe, daß diese strenge Selbstkritik das liebe Ich immer mehr beschränken und in seine natürliche Form zurückweisen wird.“ Ein ursprünglich fröhliches und heiteres Gemüt, — sein Herz hatte ja auch noch kein Schlag getroffen, träumte auch er sich in den gang und gäben Pessimismus hinein. Der Bruder war krank geworden. Krankheit?, tröstete er ihn, was will das sagen! „Lieber Bruder, wenn man sich nach Krankheit und Tod zu sehnen anfängt und selbst beim Wahnwitz nicht mehr erschrickt, dann ist es weithinein böse“ — ein Trost, des Roquairols wohl würdig. Er spielte das modische Theaterspiel mit dem eigenen Selbst mit. Spielte es andächtig vor dem Bruder, vor allem aber vor dem einen Zuschauer, der aus Kräften applaudierte: er selbst. In Briefen an den Vater, in denen er die ernste Frage des Berufswechsels leidenschaftlich erörterte, laufen Citate mit unter. Ganz ernsthaft meinte er mit Don Carlos: „ich war zwanzig Jahre alt und hatte noch nichts in der Welt gethan.“ Mitunter citierte er auch sich selbst.

Eine Wendung über seine eigene Charakterbildung aus dem Brief, den er an Reinhold geschrieben hatte und die ihm offenbar sehr gut gefallen, wurde späterhin dem Vater aufgetischt.

Auch er träumte den Freiheitstraum seiner Zeit. Er warnte den Bruder vor Streit in dieser Hinsicht mit den „beiden altmodigen Köpfen", dem Vater und dem Onkel, die mit gut konservativer Entrüstung und mit Abscheu den Vorgängen in Frankreich zusahen. An Friedrich Schlegel aber schrieb er: „Das Herz drückt mich, daß nicht jetzt schon die Ketten fallen wie die Mauern von Jericho. So leicht der Sprung, so stark die Schwungkraft und so stark der weibische Kleinmut. Starbrillen sind nötig — zum Starstechen ist die Zeit noch nicht. Aber immer ein Zirkel: zum Freidenken gehört Freiheit, zur Freiheit freidenken; zum Zerhauen ist der Knoten; langsames Nesteln hilft nichts."

Er war auch selbst ein besserer Warner als Befolger der eigenen Weisheit. An schweren Konflicten zwischen ihm und dem Vater und dem Onkel, hervorgerufen durch eben den Unterschied in diesen nicht nur politischen, sondern Autoritätsanschauungen überhaupt, hat es nicht gefehlt. Und beinah zu freimütig mutet der Ton der Briefe an, die er an seinen Vater richtet. „Offenherzig gesagt, lieber Vater, solch einen Brief erwartete ich jetzt nicht von dir." Es folgen Vorhaltungen darüber, wie sehr der Vater die Sachlage verkenne, wenn er in jedem Fall von seinen Söhnen volles Sichanvertrauen verlange. Vorhaltungen, daß er an ihm selbst gleich zweifle, wenn sein Betragen

seinen Versprechungen nicht ganz entspreche; Vorhaltungen, daß der Vater sich zu leicht hinreißen lasse, in Hitze gerate, jedes Vertrauen damit zerstöre. Man muß damit den Brief vergleichen, den Novalis als Knabe (1786) und „unterthäniger Neveu" an seinen Onkel gerichtet hatte, in dem es hieß, „schenke mir deine Gnade, so lange ich mich derselben würdig mache, und daß du mich so lange lieb behältst, als ich mit kindlichem Respekt verharre." Es waren eben die Jahre, in denen die Axt an den scheinbar unzerstörbaren Baum der Autorität gelegt wurde. Nicht nur in Frankreich wurde sie ausgekämpft, die französische Revolution.

Die Stimmungswirren aber, in denen Novalis damals befangen war, hat ein Mitkranker wohl am besten charakterisiert, Friedrich Schlegel: „Sie sehen die Welt doppelt," sagte er zu ihm; „einmal wie ein guter Mensch von fünfzehn, und dann wie ein nichtswürdiger von dreißig Jahren."

Zu innerlicher Gesundung und zu einem Abschließen seiner Studien war Novalis nach Wittenberg geschickt worden. Im Frühjahr 93 traf er dort ein.

Wittenberg —! Noch heute, da die Eisenbahn die kleine Lutherstadt in ihre Netze eingeschlossen, ist sie ein Winkel stiller, sammlungsvoller Einkehr geblieben. Alte, giebelgeschmückte Häuser mit dem kleinen eckigen Erker der Vorzeit mahnen an entschwundene ruhmvolle Tage. Und in den winkligen, engen Gassen, unter den Bäumen, die die alte Stadtkirche umstehen, flüstert das Leben, als wolle es der großen Vergangenheit Raum und Geltung geben. Damals aber, als Novalis nach Wittenberg kam, war die große Vergangenheit in ihren Zauber-

ſchlaf noch nicht ganz verſunken. Sie lebte, wenn auch ein dürftiges Leben, fort, und es ſaß ein Nachfolger auf dem Lehrſtuhl des Melanchthon.

Nichts tönt aus dieſer Stimmungswelt in Novalis' damaligen Briefen wieder. Den Blick für den Reiz eines Wirklichkeitsmilieus hat er damals noch nicht gehabt, hat er nie in dem Maße beſeſſen, wie Schleiermacher etwa oder Dorothea Veit. Doch wirkte ſie auf ihn, die ſammlungsvolle Stille. Er wandte ſich ernſtlich der Arbeit zu. Und abends, ſtatt der lauten Feſte, ſtiegen ſie, er und Freund Kommerſtedt, die eichne Treppe von ihrer im Erdgeſchoß gelegenen Wohnung hinauf, zu ſtiller Koſeſtunde mit zwei blonden Bürgermädeln. Gut ging die Arbeit von ſtatten. Schon im Juni 1794 konnte Novalis ſein juriſtiſches Examen ablegen. Aber nicht das iſt das Entſcheidende. In Wittenberg iſt der Romantiker in Novalis erwacht.

Eine Sehnſucht erſtand in ihm, die ihn nie wieder verlaſſen. Die Sehnſucht nach Häuslichkeit und Hausſtand, nach ſtillem Wirken und eng umfriedetem Glück. Auf der Schwelle zu dieſer Sehnſucht Verwirklichung iſt Novalis geſtorben. Damals aber ſchon begann ſie ſeine ganze Seele zu erfüllen. Sie war ein Teil, ein Ausdruck der großen Friedensſehnſucht.

„O! ich fühle ſie ganz, die Süßigkeit des Berufs, Stütze einer Familie zu ſein, und darum plagt mich auch oft mein wildes, leidenſchaftliches Temperament, mein unverwüſtlicher Leichtſinn bis zum höchſten Ueberdruß und zur unerträglichſten aller Launen," ſchrieb er an ſeine Mutter. Von ſeinem leidenſchaftlichen Gefühl für ſtille, häusliche Glückſeligkeit ſprach er ihr.

Und dieselbe Sehnsucht spricht aus den Briefen an Bruder Erasmus. „Der Philisterstand ist herrlich," heißt es da. „Die überspannten jugendlichen Ideen sinken dann von selbst in die Grenzen einer bestimmten Wirksamkeit und Thätigkeit herab." — „Bleibe fidel, und denke, daß wir bald heiraten, und daß vier bis fünf Jahre bloß vorwärts lang sind."

Bezeichnend für Novalis, den Romantiker, daß diese Sehnsucht Kraft hatte, seine politischen Anschauungen von Grund auf umzustimmen. Durch sie wurde aus dem Revolutionär der patriarchalische Monarchist. Sie trat in sein Leben, und sollte entscheidenden Einfluß darauf gewinnen. Sie trat in sein Dichten und wurde die Keimzelle, an die sich aller Romantismus anschloß. Und ist nicht alle Romantik sehnsuchtgeboren?

In der Sehnsucht fand Novalis den Persönlichkeitsausdruck für seine Dichtung. Was er vor ihrem Eintritt in seine Seele geschrieben hat, trägt seines Seins kaum irgendwelche Spuren. In seiner Jugenddichtung, wenn anders man auf ihn, der ein Jüngling starb, den Begriff als unterscheidendes Merkmal anwenden darf, hatte er sich selbst noch nicht gefunden.

„Ich habe seine Werke durchgesehn: Die äußerste Unreife der Sprache und Versification, beständige unruhige Abschweifungen von dem eigentlichen Gegenstand, zu großes Maß der Länge, und üppiger Ueberfluß an halbvollendeten Bildern, so wie beim Uebergang des Chaos in Welt nach dem Ovid — verhindern mich nicht, das in ihm zu wittern, was den guten, vielleicht den großen lyrischen Dichter machen kann — eine originelle und schöne Empfindungsweise,

und Empfänglichkeit für alle Töne der Empfindung," — so schrieb Friedrich Schlegel, der feinsinnigste der romantischen Kritiker schon im Januar 1792 an seinen Bruder August Wilhelm. Das Urteil macht ihm Ehre, denn er hat Recht behalten. Es wäre auch billig, es heute zu wiederholen, nachdem seine Prophezeiung eingetroffen. Ich kann das dennoch nicht.

Wie alte Bekannte muten die meisten dieser Jugendgedichte an. Schon der Sprachschatz ist verräterisch. Da ist das „kleine Mädchen", der „frohe Sinn", ein „schalkhaft Augenpaar", „süße Lieder", ein „biederer Händedruck", „trunkner Sinn", „Purpurgluten", „edles Biederleben", „Einfalt und Natur", „Unschuld auf dem Rosenpfade", „Aftertöne", „Aftermuse", „Dichterjüngling", und „im Hochgesang" wird Gott besungen. Das sind festgefrorne Wendungen. Man kennt auch die Präger, die diese gangbaren Münzen geschlagen haben. Es sind neben anderen die Dichter des Göttinger Dichterbunds.

Es ersteht das Häuschen, in dem das glückliche Pärchen Küßchen tauscht. Sie haschen einander, das Busentuch verschiebt sich, oder ein rundes, weißes Knie wird sichtbar. In den Zweigen singt Philomele. Das Bächlein rauscht Zufriedenheit. Die Blumen blühen der Geliebten. Der Himmel ist blau. Die Taube muß als Zettelträgerin zu ihr fliegen, den Dichtergruß ihr in den Busen werfen. Und neues Küssetauschen. Ein bißchen Blumenduft, ein bißchen Lüsternheit, ländliche Freuden, in Summa eine „—chen"-Poesie. Das ist wieder der Göttinger Dichterbund.

Da ist der ewige Gegensatz zwischen Stadt und

Land; die dumpfe Stadt und die harmlosen Freuden des Landlebens; das ergiebt zahlreiche Gedichte. In andern Liedern ist ein geraubter Kuß die Pointe. Die Zufriedenheit wird besungen. Bald die philosophische Zufriedenheit, die nach Schätzen nicht fragt, bald die ländliche Zufriedenheit, die in harmlosem Begießen der Blumen schwelgt. Einmal erzählt Novalis eine lange Ballade von einem vergrabenen Schatz, um wieder in die Idylle des ländlichen Häuschens einzulenken. Ein andermal schwankt der Jüngling zwischen den Reizen zweier Evastöchter:

„Die spottet bitter, liest Voltaires Pucelle
Liebt Putz und Tanz, Redouten, Komoedie
Wenn jene sich, gestreckt an süßer Quelle,
Von Gottern und von Bürgern Freuden lieh."

Das ist in der That das Wesen dieser Jugenddichtung des Novalis: von Gotter und Bürger geliehene Freuden. Und nicht nur von ihnen! In der Klopstockschen Ode versucht sich Novalis, ganz in Klopstocks Geist. Dem Boccaccio erzählt er Abenteuer nach, ganz in Wielands spielender, frivoler Art. Jacobi kommt zu seinem Rechte neben Hölty, neben dem Grafen Stolberg. A. W. Schlegel, der Meister des Sonetts wird in Sonetten besungen. Neben der Ode, Anakreontika, Schäferdichtungen und parodistische Heldengedichte, wieder in Wielands Art. Parodistische Mythologie im Bänkelsängerton. Alles, nur nicht die von Friedrich Schlegel gerühmte originelle Empfindungsweise. Den größten Einfluß aber übte Bürger.

An Bürger hatte sich Novalis im Jahre 1789 brieflich gewandt und hatte ihm Gedichte eingesandt,

ihn in Gedichten auch selbst verherrlicht. Das ist bezeichnend. Der Bürgersche Wortschatz ging in seine Jugendlyrik über, die Wahl seiner Stoffe, die Art seiner Behandlung. In allen Bürgerschen Sätteln suchte er fest zu werden. In Jena dann, unter Schillerschem Einfluß schwor er die alte Liebe ab. „Bei Gelegenheit der Lektüre des Don Carlos habe ich noch einmal die Recension von Bürgers Gedichten gelesen, und sie ist mir beinahe in der Stimmung, worein sie mich versetzt hatte, noch zu gelind vorgekommen," schrieb er an Schiller. Mit Friedrich Schlegel mag er dann den niedergerissenen Altar wieder aufgebaut haben. Der Einfluß Bürgers war zu tief gewurzelt, um leichterhand ausgerodet zu werden. Noch im Jahre 1794 schrieb Novalis an seinen Bruder Erasmus: „Ich habe deine Hofmann gesehn ... Kotz heiliges Donnerwetter, das ist ein Wettermädchen ... Gewachsen wie ein Püppchen — Augen, Busen und Mund wie bossiert ... Brüderchen, ich bitte mich zu Gaste." Stände unter dem Brief nicht Friedrich von Hardenberg, man würde meinen, er sei von Bürger geschrieben. Der Bürgersche Einfluß wirkte fort.

Immerhin läßt sich auch in diesen Jugendgedichten ein leises Erwachen der eigenen Individualität verspüren. Wenn nicht in Form, so doch in Inhalt. Wenn das Gedicht „Zufriedenheit" mit der Wendung schließt: „Drum fleuch, o Mensch! allein zum Buche der göttlichsten Religion", so mochte das ein Nachklang der frommen Erziehung sein, die er genossen. Freilich, wenn es in einem andern Gedichte „Gott" heißt: „Mich lehre die Natur: Die göttlichste Religion sei

Menschenliebe nur", so will das zu solcher Auslegung schlecht passen, und eher denkt man dabei an angelesene rationalistische Weisheit als an die herrnhutisch innige Gläubigkeit des Elternhauses. Ganz individuell aber ist jedenfalls die Selbstanklage der Verzärtelung, das Gebet um Energie in den „Klagen eines Jünglings" empfunden. Hier befehdete Novalis zum erstenmal in Versen einen Feind in seinem Innern, den er auch in der Wirklichkeit des Tages zu bekämpfen gewillt war. Und es zeichnen sich ihm in einigen der späteren Jugendgedichte seltsamlich zart stilisierte Bilder, die wie Vorboten wirken aus der künftigen Welt seiner Dichtung. So in der „Kahnfahrt", so in „Das Gedicht", wenn es heißt:

„Naht euch stumm dem ernsten Chore,
Harrt auf seinen Flügelschlag
Und vernehmt herab vom Chore,
Wo weissagend der Marmor lag.
Flücht'ges Leben und lichte Gestalten
Füllen die weite, leere Nacht,
Nur von Scherzen aufgehalten,
Wurden unendliche Zeiten verbracht . . ."

Auch auf dramatischem Gebiet hat Novalis sich in jungen Jahren versucht. Aber es blieb bei Versuchen, Fragmenten. Das ausgeführteste dieser Fragmente „Kunz von Stauffungen", ist ganz so unselbständig wie Novalis' damalige Gedichte. Es ist nichts als eine Nachahmung von Goethes „Götz", eine Nachahmung, die allerdings sprachlich stellenweise täuschende Aehnlichkeit mit dem Originale bietet. Nur von dem Geist der Goetheschen Tragödie, der Verdichtung der Zeitstimmung, ist in „Kunz von Stauffungen" nichts

zu spüren. Auf eine Liebesgeschichte im Geschmack der damals modischen Ritterromane scheint es Novalis abgesehen zu haben.

Wohl aber zeugt von Goetheschem Geiste — nicht nachempfundenem, sondern Goethe verwandtem Geiste das Tagebuch einer Harzfahrt, die Novalis offenbar von Wittenberg aus unternommen hatte. Erstaunlich für einen Jüngling, wie klar die Dinge gesehen sind, wie vielseitig das Interesse, wie urteilssicher die Objektivität. Einfach und schlicht die Darstellung. Nichts gesucht Dichterisches, weit eher geschäftsmäßige Kühle. Die Gaben, von denen dieses Reisejournal Zeugnis ablegt, der Sinn fürs Detail, das liebevolle Vermögen der Versenkung, das alles auf die große Lebensreise übertragen, — es mußte gute Früchte geben.

IV.

Die Sehnsucht war in Novalis erwacht.

Zunächst noch irrlichtelierte sie hin und her. Nachdem Novalis sein juristisches Examen in Wittenberg im Juni 1794 abgelegt hatte, kehrte er zu unlangem Aufenthalt in sein Elternhaus nach Weißenfels zurück. Ferienaufenthalt in Weißenfels, das bedeutete für ihn immer aller Jugendthorheiten Honigmond. Ein übermütiges Kleeblatt fanden sich die drei Brüder, er selbst als Aeltester, Erasmus, der inzwischen Jagdvolontär in Hubertsburg geworden war, als zweiter, und Karl, der jüngste der drei, damals flotter Kavallerieoffizier, zusammen. Sie machten Weißenfels mit ihren Liebesabenteuern unsicher. Auch verheiratete Frauen spielten dabei eine Rolle.

Im Oktober desselben Jahres noch ging Novalis nach Tennstedt im Thüringischen, um bei dem Kreisamtmann Just in praktische Geschäftsführung eingeweiht zu werden. Vorübergehend war der Plan aufgetaucht und erörtert worden, ihn in den preußischen Verwaltungsdienst übertreten zu lassen. In dem Minister von Hardenberg hätte er da den natürlichen und einflußreichen Beschützer gefunden. Allein der Vater zog es vor, von

dieser lockenden Aussicht keinen Gebrauch zu machen. In seiner unabhängigkeitsstolzen Gradheit war ihm der Gedanke unsympathisch, dem mächtigen Verwandten dankpflichtig zu werden. Auch fürchtete der fromme Mann für den Sohn den sittenverderblichen Einfluß des Berliner Hofes.

In Tennstedt gewann Novalis den biedern, rechtschaffenen Kreisamtmann Just und dessen Frau sich bald zu Freunden. Die Tochter brachte ihm, vielleicht nicht ohne Koketterie, empfindsam ihr Herz entgegen, zu seelischem Austausch und Sichanvertrauen, wie man es damals liebte. Die Arbeit ging ihm gut von statten. Dreiviertel des Tages widmete er getreulich den Geschäften.

Die Sehnsucht war in Novalis erwacht. Und ist es nicht ihr Wesen, dem Wunsche trügerisch Erfüllung zu geben, um die Erfüllung dann in Wunsch zu wandeln?

Auf einer dienstlichen Reise war Novalis im November 1794 nach Grüningen, von Tennstedt eben nur dreiviertel Stunden entfernt, gekommen. Gastlich hatte ihm das gelbe Schloß der Gutsherrschaft seine Pforten aufgethan. Sophie von Kühn trat ihm entgegen. Er sah sie, sah sie mit den Augen der Sehnsucht, und liebte sie. Eine Viertelstunde hatte über sein Schicksal entschieden.

Sophie von Kühn! Verklärende Liebesschleier hat die Romantik um dies holde Mädchenbild gewoben. Wie eine Märchengestalt tritt sie aus der Dichtung Heiligtum. Das Kind, in dem die Jungfrau schlummert, der vollen Knospe gleich. Noch knabenhaft

die Gestalt, hellblond der Lockenkopf, und schwarz die Augen. Schalkhaft und ernst. Das Kind, noch nicht dreizehnjährig damals (geb. 17. März 1782), das Spiele spielt, naiv, wie die Romantik es liebte, und deren kindliches Geplauder die Rätsel deutet, die das Universum birgt. Wie eine Gestalt aus der Legende: eine weiße Lilie liegt in ihrer Hand; was sie damit berührt wird rein und gut. Und ein Kranz von weißen Seerosen ruht um ihre Stirn, — der Frühverklärten. Oder ist es silbrig zitternd ein Heiligenschein?

Und diese Gestalt der Sehnsuchtsverkörperung inmitten eines Kreises schöner, froher Menschen. Noch jugendschön, der vollen Rose neben der Knospe gleichend, die Mutter — in zweiter Ehe einem Herrn von Rockenthien vermählt. Rockenthien, ein tüchtiger Landwirt, arbeitsfroh und lebensfreudig, zu Scherzen immer aufgelegt, immer heiter, immer Feste zu feiern bereit. Die Töchter aus der Mutter erster Ehe, teilweise schon zu anmutigen Frauen und glücklichen Gattinnen erblüht. Neben Sophie — voll Liebreiz ihre Schwester Caroline und, aus der zweiten Ehe, das „Götterkind", die Mimmi. Und alle diese Menschen, in heitrer Eintracht vereint, das Leben wie einen köstlichen Trunk schlürfend. Novalis' Brüder, Erasmus und Karl, früh Mitvertraute des Geheimnisses, stimmen in den Jubel mit ein: Grüningen ist das Paradies auf Erden. Erasmus schreibt in seiner „Beschreibung von Grüningen" auf dieses Paradies den Panegyrikus. Sie träumen davon, auch ihrerseits in dem Grüninger Familienkreise die Lebensgefährtinnen sich zu suchen. „Da möchte aber der Teufel auch nicht jubeln, besonders

wenn sich noch so manchmal der Gedanke mit immeliert, daß wir vielleicht noch einmal aus Brüdern Schwäger werden könnten," schreibt Bruder Erasmus dem Glücklichen. Alles Sonnenschein, Heiterkeit, Lebensfrohsinn. Und daß auch der gemütvolle Humor nicht fehle, tritt zu den andern die Danscour, die französische Erzieherin der Kinder, die Mitwisserin aller Vertraulichkeiten, eine liebenswürdige, drastisch originelle Persönlichkeit.

„Ein seltener, schöner Zufall hat mich in den Kreis einer Familie geführt, wo ich gefunden habe, was ich suchte, wo ich finden werde, was ich fast nicht zu hoffen wagte. Was die Geburt mir versagte, hat das Glück mir gegeben. Ich vermisse in meinem Geburtskreise, was ich in einer fremden Mitte beisammen sehe. Ich fühle, daß es nähere Verwandtschaften giebt, als die das Blut knüpft," so schrieb Novalis an Frau von Thümmel, die Stiefschwester seiner Sophie. Und wie sollte der Gegensatz der Lebensführungen dort und hier nicht sein junges Herz bewegen? Sein ernster, harter, verschloßner Vater, seine kränkelnde Mutter; der Geist des Hauses herbe, strenge Frömmigkeit; und hier die Schönheit, die Lebensfreude, das Glück. Und seine schönste Blume aus diesem Kranze warf das Glück ihm selber in den Schoß. Schon im März 1795 kam es zu einem heimlichen Verlöbnis zwischen Novalis und Sophie von Kühn.

Häufig nun sah das gelbe Schloß von Grüningen Novalis zwischen seinen Mauern. In einer halben Stunde trug ihn sein Pferd aus dem benachbarten Tennstedt hinüber. Und dann war er bei ihr, seinem Söfchen, seinem Genius, seiner Sakontala. Mehrfach

auch luden sich seine Brüder in Grüningen zu Gaste. Dann wurde die Heiterkeit zu lauter, ausgelassener Fröhlichkeit, man spielte Spiele den ganzen Tag. Und sie überjubelten den Glücklichen. Das gelbe Schloß von Grüningen aber, in dem Novalis sein Glück gefunden hatte, es war das Schloß der — Illusion.

Anders zeichnen sich diese Menschen im Dämmerschein der Sehnsucht und der Dichtung, anders im klaren Licht historischer Ergründung.

Das Hardenbergische Familienarchiv bewahrt einen Brief des Herrn von Rockenthien, der freilich wohl kaum je der Oeffentlichkeit übermittelt werden kann. Dieser Brief ist in Wort und Zeichnung voll der unflätigsten Obscönitäten. Und dieser Brief ist an Novalis gerichtet, den Mann, von dem der Herr von Rockenthien wußte, daß er sich um seine Stieftochter bewarb. Schon das läßt die harmlose Fröhlichkeit dieser Familie in eigenem Licht erscheinen. Und Novalis selbst notierte in dem Charakterbild, das er von Sophie zu zeichnen versuchte, ganz lakonisch ihr „Gesicht bei Zoten". Der Umgangston, der in dem Kreise herrschte, scheint demnach nicht eben der gewählteste gewesen zu sein.

Und diese Familienbriefe alle — sie zeugen von einem bedenklich niedrigen Bildungsniveau. Man ist gemeinhin geneigt, die Bildung der sogenannten Gebildeten des 18. Jahrhunderts arg zu überschätzen. So eminent intensiv die Bildung damals bei einzelnen wenigen war, so wenig besaß sie extensive Kraft. Es bedurfte eines weiteren halben Jahrhunderts, um den groben Teig nur einigermaßen zu durchsäuern. Und

darin offenbart sich allerdings der grellste Gegensatz zwischen der Familie, der Novalis entstammte, und diesem Grüningischen Familienkreise. Ernste, tief religiöse Lebensauffassung hier, gepaart mit voller, reicher Bildung; ein Indentaghineinleben ohne alle guten Interessen dort; satte Fröhlichkeit, bei der sie gefroren hätten, hätten sie nur irgend welches geistige Leben gekannt.

Und dieser Familie entstammte Novalis' Sophie.

Ich zweifle nicht, sie hatte seelische Anlagen. Ein nicht gewöhnliches Divinationsvermögen mag in ihr geschlummert haben. Aber sie war ein Kind. Fürs erste sah sie nur des Lebens Aeußerlichkeiten. Sie war gut und rein und zärtlich. Aber ihr Seelchen blieb ohne seelische Nahrung. Oder es wurde ihr von Novalis eine Speise geboten, für die ihr die Reife fehlte, die ihr nur gefährlich werden konnte. Die Liebe bedeutete Treibhausluft für sie. Und sie hatte eben noch garnicht Wurzeln geschlagen! Mit ihren dreizehn Jahren hatte sie kaum die Bildung eines Kindes unserer Zeit von sieben. In ihren Kalender trug sie unter dem Januar 1795 ein: 3. diesen Morgen schrieb ich an die Tahnten. Es war keine Schule, weil Herr Graf heusig (heiser) war. 4. waren wir allein. Nachmittag ging ich auf das Fauwerg (?). Den Abend wollden wir bey Magister gehn aber es wurde nichts draus. 5. heude früh fuhr der Vater und Georg nach Sagafstet. George verdarb mir durch seinen Abschied den ganzen Tag. 7. Heude früh ritt Hardenb. noch wieder ford es Basfirde heude weider nichts. 8. Heude waren wir wieder allein und es viel auch nichts weider

vor. 9. Heute waren wir wieder allein und es viel auch wieder nichts vor." Das war die Zeit, in der Novalis sie bereits liebte. Und bald bekam er Briefe von ihr, wie die folgenden: „Ja, ja so mein ich auch es wäre auch der Rede noch einmal werd wenn wir den Angenehmen Besuch einer andern Ursache zu schreiben könden. Nu wie sind Sie denn nach Hauß gekommen lieber Hardenberg doch recht wohl und fietehl? Nun muß ich Sie nur mein Anliegen klagen stelln Sie sich nur mahl vor wie Sie mier die Hare gaben so wickelde ich sie sauber in ein Papiergen ein und legde sie auf Hanßen seinen Tisch. Den andern Tag wolde ich sie weg nehmen da waren weder Hare noch Papiergen zu sehn nun bittet nochmahls Sich schären zu lassen nähmlich den Kopf — Sophie von Kühn." Oder: „Husten und Schnuden habe ich aber offenes leibes bin ich doch noch auch denke ich wenn es mir einfällt an Sie — Sophia." Von einem gemeinsamen geistigen Leben, von einem Gedankenaustausch konnte da naturgemäß die Rede nicht sein. Auch macht man sich von diesen Briefen ein immer noch viel zu gutes Bild, wenn man sie in Druckschrift liest. Sie malte Krähenfüße; sie konnte noch nicht einmal schreiben. Wenn sie Novalis fesselte, so fesselte sie ihn, wie ein Bild. Aber fesselte sie ihn wirklich?

Als Novalis seinem Bruder Erasmus mitteilte, daß er sich endgiltig zu binden denke, daß er in Sophie von Kühn die Lebensgefährtin gefunden habe, schrieb ihm der einen Brief voll dringender Warnungen zurück. Er erinnerte ihn daran, wie oft er schon zu lieben

geglaubt habe, wie wenig ein erſter Eindruck entſcheiden könne. „Fritz, den Flatterer“ nennt er ihn noch, nachdem das Verhältnis mit Sophie beſtand, auf ſeine früheren Herzensirren zurückblickend, und einmal ſchreibt er: „ich möchte das Zetergeſchrei nicht hören, wenn alle die Mädchen, denen Fritz in ſeinem Leben einmal die Cour gemacht hat, darüber, daß er nicht ſie ſondern die Sophie heiraten will, Klagelieder anſtimmen wollten! Weimar und Jena, Weißenfels und Erfurt, Wittenberg und Leipzig müßten mit Donner und Blitz, Wolkenbrüchen und Erdbeben untergehen, und niemand würde mich mehr dauern wie der arme Fritz, denn der würde vor der Zeit taub.“ Aber mit dieſer Verlobung war das Vergangene noch nicht abgethan. Aus einem ungedruckten Brief der Danscour erfährt man von einem Streit Sophiens mit Novalis, um irgend einer Jette Goldacker willen, der er allzu auffällig den Hof gemacht hatte, ſo daß Gerede dadurch entſtanden war: Bei der Gelegenheit ſagte ihm Sophie: er möchte ſich „doch in Geſellſchaft mit der Jette in acht nehmen und ſich anſtändiger betragen“. Darauf er: „ſie dreizehnjähriges Ding ſollte nur ganz ſtille ſein“. Der Streit wurde durch Vermittlung der Danscour beigelegt. Bezeichnend aber bleibt die Thatſache, daß er auch als Jungverlobter Luſt und Neigung ſpürte, mit andern jungen Mädchen zarte Bande anzuknüpfen. Sie war ihm doch nicht alles.

Und ganz aus dem Zerſetzungstrieb heraus, der ihm als Kind ſeiner Zeit wie ein Pfahl im Fleiſche ſteckte, verſuchte Novalis ganz objectiv, grauſam objectiv für einen im erſten Liebestraum Befangenen, Sophiens

Bild sich klar zu legen. Unter vielen pedantisch psychologischen Bemerkungen heißt es in diesem „Klarisse" überschriebenen Porträt seiner Sophie: „Sie wünscht allen zu gefallen... Sie macht nicht viel aus Poesie... Ihr Betragen gegen mich. Ihr Schreck vor der Ehe... Gesicht bei Zoten... Ihr Hang gebildet zu sein... Sie will sich nicht durch meine Liebe genieren lassen. Meine Liebe drückt sie oft. Sie ist kalt durchgehends... Sie läßt sich nicht duzen." Freilich steht da auch: „Sie will nichts sein. Sie ist etwas." Doch klingt es wie Abkühlung und Enttäuschung aus diesen Worten des sinnlich, übersinnlichen Freiers. Und wenn Novalis schreibt: „sie macht nicht viel aus Poesie", so heißt das doch mit andern Worten: was mir das Eine, Höchste ist, daran nimmt sie keinen Anteil. Und wenn er ihr Kaltsein kühl notiert, so will das wohl besagen, daß das Kind innerlich nicht mitempfinden konnte, was in ihm glühte. Daß die Flamme nicht von dem einen zum andern schlug. Und sehr bezeichnend schreibt Novalis im Anfang 1795 wohl an ihre Stiefschwester, die Frau von Thümmel: „Das Bedürfnis einer Mitteilung an eine feingebildete, weibliche Seele ist für mich so dringend, so wohlthätig, so natürlich, daß ich es als einen sehr bestimmten Zug meines Lebens ansehe, daß ich Liebe und Freundschaft zugleich fand — und so beide durch diese Vereinigung gewonnen. In der Freundschaft muß ein Funken Liebe, in der Liebe eine Ader von Freundschaft sein. — In Mischungen solcher Art wohnt die Seele des Genusses." Wie denn? Hier waren ja aber die Freundin, Frau von Thümmel, und die Geliebte, seine Sophie, getrennte

Wesen. Freundschaft und Liebe gleichsam nur durch ein Band äußerer, zufälliger Verwandtschaft verknüpft. Und doch sollte in der Liebe eine Ader von Freundschaft sein?

Es hatte diesem Bündnis an Streit nicht gefehlt, es folgte die Desillusionierung.

Am 6. März 1796 schrieb Novalis' Bruder Karl an seinen Bruder Erasmus: „Was die frohe Nachricht für Fritz betrifft, von der ich dir schon geschrieben habe, so ist sie folgende: Er gab mir den Auftrag, Sakontala etwas zu beobachten, wie sie in Ansehung seiner dächte, und wenn ich es für gut befände mit ihr davon zu reden; die ersten Tage meines Aufenthalts traut ich es mir nicht recht; endlich den Mittwoch nahm ich die Zeit wahr, da ich mit Ihr allein war, und fragte sie endlich geradezu, Sie möchte mir doch eine große Beruhigung mit in Campagne geben und mir aufrichtig sagen, ob Sie noch immer so gut gegen unsern Fritz dächte? Du glaubst nicht, wie bange mir war und wie mir das Herz pochte, ehe die Frage heraus war ... Sakontala ihr heiterer, unbefangener Blick machte mich wieder ruhig, ihre Antwort war: Kein Gefühl müßte ich haben, wenn ich Ihren Bruder nicht lieben und schätzen sollte, und Sie, lieber H., müßten mir gar keine Festigkeit zutrauen, wenn Sie nicht gewiß glaubten, daß ich noch so denke, wie ich vorher gedacht habe; Sie können gewiß überzeugt sein, daß ich Ihren Bruder nie vergessen und mich nie ändern werde; sehr vielen Dank bin ich Ihnen, guter H., aber für Ihr Zutraun schuldig. Sie sagte dies mit einer himmlischen Güte; meine Freude war ohne Grenzen; sie wird gewiß gut

und wird unserm Alten der Himmel auf Erden sein; den drolligen Zweifel, den die andere Familie, das heißt, Mutter, Carolinchen und machère noch an Sakontalas Zuneigung gegen Fritz gehabt haben, laß dir einmal von Fritz selbst erzählen; du kannst also wohl denken, daß sich das ganze Haus mit mir freute."

Im März 1795 — das geht aus einem Brief von Novalis an Friedrich Schlegel klar hervor — hatte er sich heimlich mit Sophie verlobt. Ein Jahr ist darüber vergangen. Und nun diese Anfrage, die Zweifel der ganzen Familie an dem Fortbestehen ihrer Liebe? Da mußte etwas vorgefallen sein.

Welches die äußern Vorgänge waren, wird man schwerlich je erfahren. Was innerlich vorgegangen war, läßt sich mit einem Worte sagen: Novalis war das Luftschloß seiner Illusionen in sich zusammen gesunken. Und das war im Spätherbst 95 vor sich gegangen.

Wieder einmal hatte Bruder Erasmus den Panegyrikus auf Grüningen in einem Briefe angestimmt. Darauf antwortete Novalis: „Du mußt dir Grüningen nicht zur fixen Idee machen. Anthropomorphisiere dir diese Idee mehr. Es sollte mir für dich und Grüningen leid thun, wenn einst ein plötzlicher Uebergang erfolgen sollte, und diesem ist der leidenschaftliche Verehrer von feinem Gefühl leicht ausgesetzt. — Die Leute liebe ich, wie mich und euch, aber es sind Menschen, und bei einem so langen Aufenthalt daselbst, wie ich gemacht habe, würde dir der schmutzigere Revers gewiß nicht entgehn. Ich habe ihn gefunden und bin nach wie vor für Grüningen gesinnt. Ich sah es

aber a priori vorher und bereitete mich vor. So ward ich nicht überrascht, und mein Gefühl erhielt kein Dementi.(!) Ich werde Grüningen ewig lieben, und wenn ich nie meine jetzige Hoffnung erreichte. Wenn nicht einzelne, kranke Stunden kommen, so bin ich fest versichert, daß mich ihr Scheitern nicht in meinen Grundfesten erschüttert, sondern ich in meinem alten Gleichgewicht bleibe. Sind denn nicht genug Möglichkeiten dieser Ereignisse vorhanden? O! ich verberge sie mir nicht, ich muß mich mit ihnen eingewöhnen — denn sind wir nicht unterm Monde, wo unser Wille nicht immer kausaler Imperativ in der Zeitwelt unmittelbar ist?" Das läßt an Deutlichkeit nichts mehr zu wünschen übrig. Wer so schreiben konnte, sah bereits durch die Wände des Luftschlosses hindurch. Und aus Erasmus' Antwort geht auch klar hervor, daß er den Brief seines Bruders richtig zu lesen wußte. Freilich suchte er den Grund der Mißstimmung mehr in der Unsicherheit der äußeren Verhältnisse, in der Novalis sich befand; die spielte mit hinein; ausschlaggebend war die Desillusionierung, der „schmutzigere Revers".

Damals durchlebte Novalis das ganze Auf und Nieder wechselnder Stimmungen. Heute Liebesjubel und morgen trübste Abkehr. Bald stand er in ihrem Bann, bald stieß sie, bald stießen die Ihren ihn ab. Das fing an mitzusprechen, daß sie ihm eben nur schön war, daß kein geistiges, wenn vielleicht auch ein seelisches Band, ihn fesselte. Erasmus sprach damals von seiner „journalieusen Wesenhaftigkeit". Solcher Stimmungswechsel mußte aber naturgemäß auch in

seinem Verhalten Sophie gegenüber sich geltend machen. Er fing wohl an, ihr manchmal kühler zu begegnen. Ein gegenseitiges Verletzen mag nicht ausgeblieben sein. Da — im Spätherbst 95 trat ein Ereignis ein, das alles wandelte. Sophie erkrankte.

Was der Gesunden nicht gelungen war, das vermochte die Kranke: sie fesselte ihn. Die Gefahr des Verlustes steigerte die Liebe. Die Leidenschaft loderte hell auf. Sophie nahm sein ganzes Herz, sein ganzes Wesen ein. Er gehörte ihr. Ohne bewußte Selbsterkenntnis dessen, was in ihm vorging, schrieb er an Frau von Thümmel: „ich liebe sie fast mehr, ihrer Krankheit wegen." Schon im Entweichen, war die Leidenschaft zurückgekehrt und hatte ganz Besitz ergriffen. Die Liebe zu seiner kranken Sophie wurde der Grundton seines Empfindens, seines Seins. Sentimentalisch goß er selbst Oel in die Flammen.

Dennoch —, aus der Sehnsucht war die Illusion entstanden und war dann in sich selbst zerfallen. Die Leiden des schönen und in allen Zweifeln doch begehrten Wesens schürten die Leidenschaft von neuem und steigerten sie. Zu einer großen Liebe wuchs sie sich aus. Charakteristisch auch, daß Novalis bereits in seinen Jugendgedichten eine Vierzehnjährige besungen hatte: das kindlich Knospenhafte sprach zu seinem Herzen. Immerhin, es erklärt das nicht alles. Es muß ein eigener Zauber von Sophieens Wesen auch in Wirklichkeit ausgegangen sein. Geistiger Natur war er sicherlich nicht. In etwas Seelischem muß er bestanden haben.

Thatsache ist, daß Novalis' Brüder, Karl und Erasmus, von ihrem ersten Besuch aus Grüningen gewandelt

heimkehrten. Karl wurde solide und hörte auf zu spielen. Erasmus machte Wandlungen durch, ganz ähnlich denen des Novalis selbst. Zuerst kam die Entsagungssentimentalität über ihn; zu Gunsten seiner Brüder wollte er auf Eheglück verzichten und Novize des deutschen Ordens werden. Sodann zog bei ihm ein der Traum von häuslichem Glück. Auch in Grüningen wollte er, wie die Brüder, seine Lebensgefährtin suchen. Und einmal schrieb er: „Kurios ist es, wenn man die Grüninger Mädchensorte gesehen hat, daß einem alsdann so wenig, so blutwenig Mädchen noch interessant vorkommen. Für viele, für die man sonst in einer zärtlichen Stunde ins tiefste Wasser gesprungen sein würde, springt man jetzt nicht von dem Schemel.“ Und Thatsache ist es — und sie fällt schwerer ins Gewicht, daß Novalis' ernster, in sich gekehrter Vater, der zunächst zu diesem allzufrühen Verlöbnis seines Sohnes mit einem mittellosen, „nicht stiftsfähigen“ Fräulein nur ungern seine Einwilligung gegeben hatte, Thatsache ist es, daß er Sophie, als er sie in Jena kennen lernte, von Herzen lieb gewann. Er bat, die Kranke in sein Haus nehmen zu dürfen. Und an Frau von Thümmel konnte Novalis schreiben: „Sophie hat eine völlige Eroberung an meinem Vater und Schwester gemacht. Keine seiner Töchter liebt er zärtlicher, und seine Lieblingsunterhaltung ist Sie geworden.“

Es giebt Wesen, die frühe der Tod gezeichnet hat. Bei manchen ist's wie eine Art Kainsmal, das ihnen aufgeprägt ist; ihr Aussehen scheucht die Lebensfrohen. Wie eine Verklärung ist's bei andern. Es i'st als wollte das Leben all seine Kräfte verschwenden, ahnend,

daß solcher Blüte keine Frucht gegeben. Die Weihe der Frühverklärten ruht auf ihnen. Wie Gäste wandeln sie über diese Erde. Es ist als müßte man leiser sprechen in ihrer Gegenwart. Etwas Feierliches umschwebt sie. Wie stille Boten gehen sie durch die Mitte der andern, mahnend, daß Sterben nicht Vernichtung, sondern Verklärung bedeute.

Eine solche Todgezeichnete war auch Sophie von Kühn. Nun sie erkrankte, reifte sie ihrer Bestimmung vollends entgegen. Sie erfüllte ihr Schicksal. Wohl mag, trotz ihrer vernachlässigten Bildung, die Frühreife der Lebensvollendung über sie gekommen sein. Das Aeußerliche fiel von ihr ab. Ein innerliches Leben hub für sie an. Einen engen Kreis der Vorstellungen brachte sie sich zur Reife. Sie litt still und ergeben und welkte wie die Pflanze, deren Wachstumskräfte sich erschöpft.

Es giebt eine Poesie der Krankheit. Die verklärte sie. Und wenn je eine Zeit gewesen, die für solche Poesie volles Verständnis oder mehr als das besessen, so war es das letzte Jahrzehnt des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Ich denke an Jean Pauls Liane. Und diese Poesie gewann Macht über den Mann, der der Krankheit selbst bereits verfallen war. Nun gingen sie beide Hand in Hand denselben Weg. Und weil sie von diesem Weg das lockende Leben in hellerem Farbenglanz erblickten, so ahnten sie nicht, daß es der Weg des Todes war. Zwei Frühverklärte hatte das Schicksal zusammengeführt; sie gehörten zu einander.

Bereits im März 1795 waren die ersten Besorgnisse um Novalis' Gesundheit laut geworden. Im Spät-

herbſt desſelben Jahres war Sophie erkrankt. Man nahm es bei dem einen wie bei dem andern durchaus nicht ernſt. Sie dachten ſelber fürs erſte nicht daran, beſorgt zu werden. Die Vorboten der Schwindſucht meldeten ſich bei ihm. Sie lag an einem Geſchwür darnieder, das in der Hüftgegend entſtanden war.

Die Sehnſucht aber hatte bei Novalis nun ein feſtes Ziel gefunden. Mit Ernſt bereitete er ſich auf den kommenden Beruf. Am 30. Dezember 1795 wurde er Acceſſiſt bei der Expedition der Lokal- Salinen- Direktion, der ſein Vater vorſtand. Das führte ihn von Tennſtedt fort, nach Weißenfels.

Mathematiſchen Studien hatte er neben den beruflichen Geſchäften in Tennſtedt obgelegen. Kurz vor ſeinem Fortgang machte er in Langenſalza einen Kurſus der Chemie bei Wiegleb durch.

Sophiens Leiden beſſerte ſich ſchnell, um hartnäckig feſtzuhaften. Auf Novalis' Betreiben hin ging ſie in Begleitung ihrer Schweſter, der Frau von Mandelsloh, im Sommer 1796 nach Jena, um Stark dort zu conſultieren und ſich einer Operation zu unterziehn. Das führte auch Novalis häufiger nun nach Jena, — damals der Hochburg der Romantik.

V.

„Grünſamtne Teppiche die ſanften Berge hinan, mit Veilchen, Schlüſſelblumen und Primeln geſtickt und tauſend wohlriechenden Kräutern durchwirkt; alle Bäume in der glorreichſten Blüte; Flieder und Maiblumen in dicken Haufen; eine Art Weiden, wie ich ſie noch gar nicht kannte, deren Blüte wie Orange riecht, ſtehen allenthalben auf allen Wieſen und Bergen. Der lebhaft rauſchende Fluß wie ein Spiegel hell; warm vom Morgen bis wieder zum Morgen; eine Luft, die ſich weich, lau und blau um einen her lagert und auf den Bergen wie eine Decke ruht; zur Veränderung einmal ein paar Stunden des wärmſten, wohlthätigſten Regens ... Das iſt es, was ich Ihnen allenfalls hier verſprechen kann," — mit ſolchen lockenden Worten lud Dorothea Veit ihre Freundin Rahel nach Jena. Zuviel hatte ſie damit nicht geſagt. Sanft ſchmiegt ſich dieſe kleine Stadt in das enge Saalethal, ringsum ſchützen ſie die weich gewellten Berge. Eigen die landſchaftliche Stimmung. Der römiſchen Campagna hatte Goethe ſie verglichen.

Die ſtreitbare Hochburg der Romantik war die kleine Stadt damals geworden. Im Juni 1796 war

A. W. Schlegel nach Jena gekommen. Schiller hatte Rat und Veranlassung dazu gegeben — er sollte es bereuen. In Jena war Schlegel die Ehe mit Caroline Böhmer eingegangen. Sein jüngerer Bruder Friedrich war ihm bald gefolgt, um bis zum Juli 97 mit ihm vereint zu bleiben. Nach Berlin hatte Friedrich Schlegel sich dann gewandt. Dort schlug er das Vorpostenlager der Romantik auf. Mit Dorothea Veit, mit Schleiermacher fand er sich dort. Immer aber wanderten die Geistesrechnungen von Berlin nach Jena, da accreditiert zu werden. Und in den ersten Tagen des Septembers 1799 kehrte Friedrich Schlegel nach Jena zurück. Einen Monat später folgte ihm Dorothea Veit. Tieck war mit seiner Frau schon im Juli 99 in Jena eingetroffen, um sich im Herbst dann dauernd dort festzusetzen. Ein gerngesehener Gast stellte Novalis im Laufe dieser Jahre oft sich ein. So öffnete und schloß sich dieser Kreis.

Ein bewegtes Leben damals in Jenas Thoren. Die Studenten waren die Herren der Stadt, und mit Uebermut und toller Laune, mit Frechheit auch übten sie ihr Herrenrecht. Bei ihren Aufzügen und Rencontres spielte der Stoßdegen noch seine Rolle. Fantastisch auch die Kleidung. An Stelle der früher üblichen schweren Stoffe waren disharmonische Farben in seltsamen Zusammensetzungen und ein absonderlicher Schnitt modern geworden. Gestreifte Männerkleider mit grellem Futter, geflammte Strümpfe, dazu eine hochgelockte Frisur waren in dem Jena jener Tage etwas Gewöhnliches. Und die Studenten in kurzen Jacken und straffen ledernen Beinkleidern nebst Postillonstiefeln; in dem linken Stiefel das Schnupftuch, in

dem rechten die Pfeife; am Knopfloch der Tabaksbeutel. — Doch war man sich bewußt, im Mittelpunkt der geistigen Bewegung zu sein. Neben der Roheit wandelte geistiges Stutzertum, neben der Ausgelassenheit Empfindsamkeit und wissenschaftlich ernstes Streben. „Man geht hier nicht aus, oder man hört von ‚Wilhelm Meister', von der Tanscendentalphilosophie und von Silbenmaßen sprechen. Dabei ertönen aus jedem Hause Guitarren und Geigen", schrieb Dorothea Veit.

In kühler Selbstgenügsamkeit schloß sich der Kreis der Romantiker nach außen hin ab. Feinsinnige Lebenskünstler, die sie waren, suchten sie mit dem Studententreiben und auch mit der Jenenser Geselligkeit wenig Berührung. Unter einander war die Gemeinschaft eng. Man hatte wenig Geld, doch war man gastfrei. Abends, oft schon zu Mittag, kam man zusammen. Ihre neuesten Arbeiten lasen sie sich vor. Ein neu übersetztes Shakespearisches Drama wurde gemeinsam genossen. Philosophische Fragen erörterten sie gründlich. Mit einem kecken Witzwort fuhr Friedrich Schlegel dazwischen. Uebermütige Laune ergriff das Scepter. Die Tageslitteratur wurde durchgehechelt; fromm einbalsamierten Großen der offiziellen Litteratur die Spottperücke auf den Lorbeerkranz gedrückt. Teufeleien wurden ausgeheckt. „Ein solches Konzert von Witz und Poesie und Kunst und Wissenschaft, wie mich hier umgiebt, kann einem die ganze übrige Welt und besonders das, was die übrige Welt Freuden nennt, leicht vergessen machen," bekannte Dorothea Veit. Von einer „Republik von lauter Despoten" sprach sie. Zank war die Würze der Geselligkeit. Der Geistreichste blieb Sieger. Dem

Paradoxen wurde feierlich als Wahrheit der Altar errichtet. Und immer war in diesem Kreise irgend etwas à l'ordre du jour: „Wilhelm Meister", oder ältere deutsche Dichtung, das Christentum, auch Teufeleien.

Auffallend verschieden zeichnen sich die geistigen Physiognomieen dieses innerlich so eng geschlossenen Kreises.

Eine kühl ästhetische, formal veranlagte Persönlichkeit, August Wilhelm Schlegel. Der Meister der Form, das Urbild jeder Regel. Ein unübertroffener Nachempfinder, der klassische Uebersetzer. Dozent und Diplomat zugleich. Ein antifranzösischer, aber gallischer Geist. Ein epigrammatischer Kritiker. Ein Weltmann der Litteratur: überall zu Hause und nirgends innerlich daheim. Mit ihm verglichen, scheint sein jüngerer Bruder Friedrich im Schlafrock dazusitzen. Es war etwas Geruhsames, doch auch Gemütvolles in seiner Art. Er war von ganzem Herzen der Feind seiner Feinde, aber auch der Freund seiner Freunde. Novalis hatte er lieb, und es ist etwas Rührendes, Ergreifendes um diese seine Freundschaft. Auch er war ein Nachempfinder, aber seine Empfindung gewann Leben. Mystische Deutungskraft war ihm gegeben wie wenigen. Er wohnte auf der Höhe und blickte in die Tiefe. Die Erscheinungen erfaßte er in ihrem Kern. Kein fremder Geist war ihm verschlossen. Mit der Wünschelrute des Ahnungsvermögens öffnete er vermauerte Pforten der Wissenschaft. Was er fand, münzte er zu Epigrammen, zu Paradoxen aus. Er war der Systematiker des Epigramms, der Epigrammatiker des Systems. Kein Arbeiter, sondern ein Genießer. Eine sinnliche Natur,

aber gierig, nicht heiß in seiner Sinnlichkeit. Voll Lust am Frechen. „Ohne Sinn für die lieblichen Kleinigkeiten des Lebens," wie Schleiermacher klagte. Ein Archimedes, der den Punkt recht eigentlich nie finden konnte, den Hebel anzusetzen.

Und die Frauen, die diesen Männern zur Seite standen! Caroline Böhmer, damals A. W. Schlegels ganz rechtmäßige Gattin, eine geistreiche Frau. Ihr gebührt das Verdienst, diesen ihren Kreis Goethe innerlich nahe geführt zu haben. Gewisse Dichtungen Goethes hat sie für die Romantiker entdeckt. Sie verstand, was sie verstehen wollte. Nichts war ihr zu entlegen; nur das Denken mit dem Herzen war ihr versagt. Ueberhaupt, Herz hatte sie wenig. Sie war (nach Gries' Zeugnis) nicht im stande, den schmerzlich frühen Tod des eignen Kindes innerlich zu erleben. Gefühle, so weit sie welche hatte, waren ihr Geistesputz, oder sie waren Sinnlichkeitgeboren. Und ihre Sinnlichkeit war die einer Dirne. Auf Wechsel war sie angewiesen. Was sie sich erlebte, auch auf geistigem Gebiet, wurde ihr zu sinnlicher Emotion. Auch das glückliche Eindringungsvermögen in fremde Geisteswelt war bei ihr sinnlicher Natur. Sie war eine Frau für Männer; den Frauen war sie schlechtweg „Frau Lucifer". Und neben dieser glänzenden Erscheinung, Dorothea Veit, eine äußerlich wenig anziehende Jüdin, Friedrich Schlegels damals ungesetzliche Lebensgefährtin. Auch sie eine große Mit- und Nachempfinderin dieser an solchen Erscheinungen so reichen Zeit. Aber gütig ausgestattet mit allen Kräften des Gemüts. Voll zärtlichen Sinnes für alles, was das Leben traulich macht.

Eine Freundin, die geborene Vertraute. Eine tiefreligiöse Natur. Auch sie ein mystisch veranlagter Mensch. Scheu den Fremden gegenüber, aber treu. Reich an litterarischen Fähigkeiten, reicher an Charakter.

Neben diesen scharf sich zeichnenden Physiognomieen haben die Porträts von Tieck und seiner Frau etwas Verschwommenes. Man hat Tieck den Improvisator der Romantik genannt, und, wie mir scheint, mit Recht. Seine Universalität war formalistischer Art. Spielend, zu spielend erschuf er. Es glückte ihm alles, und darum glückte ihm wahrhaft nichts. Die Fantasie war bei ihm souverän. Nicht fehlte es ihm an Geschmack, nicht an Verständnis: an innerlichem Erlebnis gebrach es ihm. Er war in allen Sätteln gerecht, die andere für ihn bauten. Er durchdrang und erfüllte eine bunte, farbenreiche Welt, nur nicht das eigene Ich. Er war ein guter, doch kein außergewöhnlicher Mensch. Und ein guter, gewöhnlicher Mensch war die Frau, mit der er lebte. Tieck war der Maurermeister der Romantik, wie Novalis zu ihrem Baumeister berufen war.

Auch in Beurteilung dieser Männer traf Dorothea Veit etwa das Richtige: „Was Friedrichs (Schlegel) Geist so sehr auszeichnet, das ist seine Tiefe bei seiner Universalität — Eigenschaften, die einander entgegengesetzt scheinen. Tieck ist origineller, hat aber gar keine Tiefe. Novalis ist wohl ebenso tief wie Friedrich, aber nicht so universell. Wilhelm hat gar keine Originalität und keine Tiefe, der ist bloß universell."

Wie innerlich verschieden sie alle waren, sie fanden sich zunächst in förderlamer Freundschaft zu einander.

Als geschlossene Partei traten sie in die Litteratur. Im „Athenäum" schufen sie sich ihr Parteiorgan.

Es war die Zeit, in der Goethe in enger Freundschaft mit Schiller stand.

Goethe stand diesen Romantikern so hoch, wie Schiller von ihnen mißachtet wurde, nachdem sie alle einmal eine Zeit der Schillerbegeisterung durchlebt hatten. In den Bund der beiden suchten sie den trennenden Keil zu treiben. Unter der Parole Goethe hatten sie selbst sich zusammengefunden. Auf Goethe war Caroline Schlegel eingeschworen. Werke Goethes, an denen die Mitwelt achtlos vorübergegangen war, waren von ihnen entdeckt worden. Sie wurden die congenialen Vermittler zwischen Goethe und dem Publikum. Goethe war gleichsam die Probe auf das Exempel ihrer Kunsttheoreme. Er war die Quelle ihrer Kraft. Ueber Goethes „Wilhelm Meister" schrieb Friedrich Schlegel einen Aufsatz, bahnbrechend als Würdigung, bahnbrechend als Kritik an sich. Sie waren es, die zuerst Goethe zu dem deutschen Dichter machten.

Und Goethe war in Jena allgegenwärtig. Im Stil der Zeit zu reden: er war der genius loci. Schiller wohnte nur da. Aber Goethes Schatten fiel gleichsam auf die kleine Stadt. Und von Zeit zu Zeit kam er selbst. Dann sah man ihn „im kanelbraunen Oberrock, hoch zugeknöpft, mit langem steifen Zopf und hochgestutztem Hut, den nur er noch trug, der stattliche, gerade Mann mit dem schönen Antlitz, auf der gefrornen Saale in würdig langsamen Bewegungen unter den Schlittschuhläufern erscheinen"; oder er lustwandelte gemessenen Schrittes durch das Paradies; oder er ging

wissenschaftliche Beratungen mit Jenenser Professoren ein. Freundschaftlicher Besuche aber würdigte er damals in Jena im Grunde nur einen, — Schiller.

Die Romantiker nun courtoisierten ihn. Sie standen im Gerücht, zu seinem Geburtstag Oden ihm zu dichten. Ließ sich die göttliche Excellenz im Paradiese erspähen, so wußte man ihn in ein Gespräch zu ziehen. Man machte ihm Besuche in Weimar. „Friedrich, der Göttliche, ist diesen Morgen zu Vater Goethe oder Gott dem Vater nach Weimar gewandert", heißt es bei Dorothea Veit. Man wurde auch von ihm zu Tisch befohlen. A. W. Schlegel wurde die Ehre zu teil, zu metrischen und formalistischen Beratungen zugezogen zu werden. Tieck las ihm seine „Genoveva" vor. Und Goethe protegierte diese jungen Leute. Schlegels „Jon" führte er in Weimar auf.

Immerhin, es blieb ein diplomatischer Verkehr. Gleichsam von Macht zu Macht. Intimere Annäherungen mag Goethe zurückgewiesen haben. Man gewinnt den Eindruck, als hätten sie daraufhin ihren Verkehr mit Goethe gleichsam organisiert. Als Bundesbevollmächtigter führte A. W. Schlegel die Korrespondenz, — er war der Mann dazu. Und diese Korrespondenz ist groß und interessant in dem, — was sie verschweigt.

Ließ sich Goethe nicht so finden, wie man ihn suchte, so mag das doppelt dazu verführt haben, den Fehdefeldzug gegen Schiller zu eröffnen. Friedrich Schlegel, der sich selber wohl bewußt war, Dolche reden zu können, leitete den Angriff ein. Wahrscheinlich hoffte man, daß Schiller, aus dreiundzwanzig Wunden blutend, an der Bildsäule des großen Goethe vernichtet

niedersinken würde. Doch kam es anders. Kühl und reinlich hob Schiller jeden Verkehr mit den Schlegel auf. In seinen Briefen an Goethe ging er seinerseits zur Offensive über. Der große Satiriker besann sich seiner alten Kraft. Zunächst nun suchte Goethe zu vermitteln. Aber das Gift wirkte. Es dauerte nicht lange, und er ging auf Schillers Ton selbst ein. Gegen die Schützen hatten die eigenen Pfeile sich gewandt. Doch hinderte das nicht, daß schwächere litterarische Gegner in die Dornenhecken der Kritik hübsch eingesponnen wurden. So wurden Wieland und Voß, auch Nicolai und Kotzebue, der andern zu geschweigen, von den Romantikern „vernichtet".

Wichtiger bleibt uns die Frage: was hatten sie selbst zu geben?

Von einer Ergründung der Antike waren auch die Romantiker ausgegangen. Ueber die Antike hatte Lessing dociert wie ein Professor des 18. Jahrhunderts. Mit der Antike hatte Winckelmann gelebt, wie ein Grieche, doch etwa wie ein Neugrieche nur, heimwehkrankend nach einer großen Vergangenheit. Friedrich Schlegel, ganz darin ein Schüler Herders, wurde an der Antike zum Zeitgenossen des Homer, der Sappho, des Sophokles. Nicht mehr ein Antikenkabinett voll interessanter und schöner Torsen: es wiedererstand gleichsam naiv das alte Hellas, den Siegern der olympischen Spiele sang wiederum Pindar. Die Objectivität wurde Friedrich Schlegel Ideal. Und wie die Griechen selbst ihre Welt ganz, nach allen Richtungen durchdrungen hatten, so wuchs sich der Hellenismus dieser Romantiker zum Universalismus aus. Eine Geistes-

provinz nach der andern wurde erobert. A. W. Schlegel erschloß Shakespeare und Dante und Calderon. Wackenroder, eine teure Jünglingsgestalt, zu kurzem, innigem Erdenwallen nur berufen, ging das Verständnis auf für alte deutsche Art und Kunst. Ihm folgte, wenn auch zuerst unwillig, Ludwig Tieck. Und in jede dieser eroberten Provinzen kehrten die andern als froh genießende Bürger mit ein. Naturwissenschaften und Medizin zogen sie in ihre Geistesdomäne. Auf Staatslehre und Politik suchten sie Einfluß zu gewinnen. Ein Bildungsideal erneute sich in ihnen, wie es die Renaissance gesehn.

Wichtiger dennoch als das, was sie eroberten, bleibt, daß sie die Methode des Eroberns selbst entdeckten. In ihnen erst ist der Rationalismus endgiltig überwunden worden. Was wir geschichtliche Auffassung nennen, ihnen ist es zu danken. Bisher war es wirklich der Herren eigener Geist gewesen, in dem die Zeiten sich bespiegelt hatten. Mit ihnen hörte das auf, und durch sie. Herder war ihr Lehrer gewesen, aber sie gingen weiter als er. Objectivität wurde auch das Losungswort geschichtlicher Erkenntnis. Und diese Männer hatten die wundersame Fähigkeit, sich ganz in fremde Zeiten, in fremde Nationalitäten hineinzudenken.

Sie waren vielseitig, doch haben sie sich nicht zersplittert. Sie verloren sich nicht an das Object. Das machte, sie hatten ein Persönlichkeits-, ein Menschheitsideal: die Kunst. Auch darin glichen sie den Männern der Renaissance. Die Kunst war ihnen alles, sie wurde ihnen Lebensmaßstab. Ihretwegen

zogen sie unablässig auf Entdeckungen aus. Sie suchten sie in allen ihren Erscheinungsformen, in allen zeitlichen Wandlungen, in allen Ausdrucksmöglichkeiten. Vergangenheit und Gegenwart flossen ihnen in eins zusammen in der Kunst. Sie wollten das Dasein mit Kunst durchdringen. Auch der Staat, auch das öffentliche Leben, auch die Erziehung, auch die Politik — Kunst sollte alles werden. Der künstlerische Lebensgenuß wurde Lebensideal. Der Mensch sollte sich seine Umgebung künstlerisch gestalten. Noch nicht in Worte gefaßt, doch ihrem Wesen nach, taucht die Lehre vom Milieu bei ihnen bereits auf. Leben, Geschichte, Wirklichkeit sind um der Kunst willen da, finden in der Kunst den höchsten, vielleicht auch den einzigen Ausdruck. — Bei den Romantikern ist Kunst- und Weltanschauung das nämliche geworden.

Ihre künstlerische Weltanschauung bedingte eine neue Moral. Als gleichwertiger Faktor mindestens trat das Genießen neben das Schaffen. Ein sinniger Genießer galt mehr als ein tüchtiger Arbeiter. Die Faulheit predigte Friedrich Schlegel. „Ich bitte dich, lieber Freund, recht faul zu sein. Die Herz sagt, daß du am Machenwollen leidest", so schrieb er Schleiermacher. Der Sinnlichkeit wurde ihre Daseinsberechtigung in Schönheit erkämpft, die Wollust ward geadelt. Das Gemüt, die Fantasie wurden von ihrem Lehrmeister, dem Verstand, emanzipiert. Freie Entfaltung nach allen Seiten! Revolutionär trat die Schönheit in die Moral. Aber auch diese neue Moral war doch nur ein Uebergangsphänomen. Die Kunst ist sinnlich, alle Moral abstrakt: es war nur folgerichtig, wenn diese

neue Moral sich versinnlichte zu einer neuen Religiosität. Die neue Religiosität als höchster Ausdruck des Mit- und Ineinander von Kunst und Leben.

Genießen wollten diese Romantiker, erwarmen an der Kunst: es bedingte das auch die Eigenart ihrer künstlerischen Kritik. Mit dem doktrinären, richterlichen Kriticismus eines Lessing hatten sie nichts gemein. Ein Mittel feinsten, künstlerischen Insichaufnehmens wurde ihnen die Kritik. Um sehen zu lernen, kritisierten sie. Maßstab wurde vor allem ihr persönliches Empfinden. Man kann auch nicht sagen, daß sie verurteilten, — sie warfen fort. Was ihnen nichts sagte, wanderte auf den Kehricht. Und dieser Subjectivismus des genießenden Kritikers vertrug sich nur zu gut mit ihrem Objectivismus geschichtlicher Ergründung. Dieser Objectivismus war eben nur ein Genußmittel mehr. Erst durch ihn wurde fremde Kunst dem persönlichen Genießen zugeführt. Fehlte diesen Philosophen der künstlerischen Welterfassung im Grunde nur eines — die Philosophie.

In Fichtes „Wissenschaftslehre" fanden sie die. Die Zeitströmung, die sie trug, trug auch Fichte.

Fichte steht zu Kant, wie etwa Herder zu Lessing. Scheinbar, und auch dem eigenen Wollen nach, kam er nur, den Schlußstein auf das Gebäude des Kantischen Kriticismus zu fügen. Aber dieser Schlußstein wandelte Charakter und Aussehn und Bestimmung des ganzen Baus.

Schwerlich giebt es eine folgerichtigere Philosophie als Fichtes Wissenschaftslehre. Sie ist erbarmungslos folgerichtig. Ausgehend von dem unbedingten Grundsatz

menſchlichen Denkens, dem Satz der Identität a = a, der doch nur ſeiner Form nach unbedingt iſt, erſetzt ihn Fichte durch den andern, auch ſeinem Inhalt nach unbedingten Satz Ich = Ich. An ſeine Stelle tritt als Theſis Ich bin Ich. Die Antitheſis: Ich iſt nicht = Nicht-Ich tritt dem gegenüber. Es wird aber durch das Nicht-Ich, ſobald es geſetzt wird, das Ich aufgehoben. Andrerſeits iſt das Nicht-Ich im Ich geſetzt. Ich und Nicht-Ich ſollen im Bewußtſein vereinigt werden, ſie müſſen zuſammengedacht werden können, ohne daß ſie ſich vernichten, d. h. ſie werden teilbar geſetzt, ſie ſchränken ſich ein. Das Ich ſetzt ſich ſelbſt als beſchränkt durch das Nicht-Ich, und andrerſeits, das Ich ſetzt das Nicht-Ich als beſchränkt durch das Ich, das iſt die Syntheſis, das ſind die Grundſätze, aus denen Fichte ſeine geſamte Wiſſenſchaftslehre folgerte.

Wie eiſerne Klammern greift da Glied in Glied. In dem Geſetzten hat Fichte bereits die Kantiſchen Kategorieen der Realität, der Negation und Limitation deduciert. Es folgt die Deduktion der übrigen. Und wie man fortſchreitet, immer ſteht man zwiſchen zwei Widerſprüchen, wechſelnd ſtehen einem Theſis und Antitheſis immer zu Seiten, und immer wird durch gegenſeitige Einſchränkung der Aufſtieg zur Syntheſis erklommen. Die Luft wird gleichſam immer dünner, immer froſtiger. Wieder ſteht man an einem Ausblick: das Ich beſtimmt ſich ſelbſt, iſt alſo thätig; das Ich beſtimmt ſich ſelbſt, iſt alſo leidend. Es vermittelt der Begriff der Quantität. Der Begriff der Wechſelbeſtimmung wird analyſiert; es ſtellt der Vergleich der beiden Kreiſe, deren einer den andern um-

schließt, sich ein. Insofern das Ich den ganzen Umkreis aller Realitäten umfaßt, ist es Substanz, sofern es in eine Sphäre dieses Umkreises gesetzt wird, ist es accidentell. „Es ist ursprünglich nur eine Substanz; das Ich. In dieser einen Substanz sind alle möglichen Accidenzen, also alle möglichen Realitäten gesetzt."

Alle Realität hat Fichte in das Ich verlegt. Dem Nicht-Ich kommt an sich keine Realität zu. Das Ich setzt es, sich selbst beschränkend. Wohl erleidet die Thätigkeit des Ich etwas wie einen Rückstoß, der diese seine Thätigkeit zurückwirft; aber auch dessen Ursache liegt in letzter Instanz im Ich beschlossen. „Ohne Unendlichkeit des Ich ist auch nicht einmal die Möglichkeit der Vorstellung zu erklären." Und dieses unendliche Ich ist Quelle und Urgrund alles Seins. Alles was ist, ist in ihm, ist durch das Ich. Wie Spinoza nur eine Substanz kennt, Gott, so kennt auch Fichte nur eine Substanz, nur ein wahrhaft Seiendes, das unendliche Ich.

Mit Recht hat Fichte mehr als einmal betont, mit der Fantasie müsse man den Eintritt in die „Wissenschaftslehre" sich erzwingen. Der Bau, den er errichtet hat, ist ein kühnstes Werk menschlicher Fantasie. Die höchste Abstraktion ist hier mit höchster Fantasiethätigkeit eins geworden — man könnte seine Philosophie ein Werk abstrahierender Romantik nennen. Ist Fichtes „Ich" auch grundverschieden von dem persönlichen Ich, sein kritischer Idealismus ist dennoch zugleich schroffster Individualismus. Gleichsam: durch des Thor der Fantasie geht das persönliche Ich ein, um sich im

unendlichen Ich wieder zu finden, um, zugleich mit einer Welt, darin aufzugehen. Man fragt nicht mehr, warum und wodurch Fichte der Philosoph der Romantiker geworden.

War diese Identitätsphilosophie groß in sich, zwingender vielleicht noch war die philosophische Methode. Der Fortschritt von Thesis und Antithesis zu Synthesis ergab eine naturgemäße und ganz folgerichtige Form menschlichen Denkens überhaupt. Novalis hat später geglaubt,. die Fichtesche Philosophie überwinden zu können oder gar überwunden zu haben —, es war das ein Irrtum: in der Fichteschen Methode und Denkform ist er Zeit seines kurzen Lebens ganz und gar befangen geblieben.

Und hinter dieser philosophischen Doktrin stand ein Mann. Eine der großen Männergestalten deutscher Nation. Den eisernen Fichte hat man ihn genannt, aber auch den Mann von Kopf und Herz. Läuft seine Sittenlehre in den Satz aus, daß jede Handlung ein Glied sein müsse der Handlungen, in denen das Ich sich ansehen könne als in Annäherung zur absoluten Unabhängigkeit begriffen, so gewinnt man ihm gegenüber den Eindruck, sein Leben sei ein Handeln nach diesem seinem Grundsatz gewesen. Wo er auch weilte, es ging etwas wie eine reinigende, selbststolze Kraft von ihm aus. Das Studentenordenunwesen in Jena fand in ihm, so kurz es ihm nur vergönnt war, in Jena zu wirken, den Meisterer. Denkt man ihn sich im Kreise der Romantiker, so mutet er einen beinahe an wie der steinerne Gast im Don Juan.

Nicht ohne ein Lächeln lieſt man in Tiecks William Lovell das Gedicht:

Die Weſen ſind, weil wir ſie dachten,
In trüber Ferne liegt die Welt,
Es fällt in ihre dunkeln Schachten
Ein Schimmer, den wir mit uns brachten:
Warum ſie nicht in wilde Trümmer fällt?
Wir ſind das Schickſal, das ſie aufrecht hält ...

es iſt das gleichſam Fichteſche Philoſophie, naiv aufgefaßt, in Verſe und Reime gebracht. Und man leſe Kotzebues „Hyperboreiſchen Eſel", der nach Knebels Zeugnis ſeinem Verfaſſer am Weimariſchen Hofe vom Herzog an alles zu Freunden gemacht, und man wird begreifen, wie ſehr die Fichteſche Philoſophie ſich dem Mißverſtändnis darbot, wie ſehr ſie aber auch als revolutionär empfunden wurde. Und die Zeitgenoſſen waren ſich bewußt, daß die Romantiker zu Fichte gehörten; in ſeiner Philoſophie ruhten nicht die ſchwächſten Wurzeln ihrer Kraft.

Durch Friedrich Schlegel war Novalis, ſo oft die Sorge um ſeine krank darniederliegende Sophie ihn nach Jena führte, nicht als ein Gaſt, ſondern als der Mitgenoſſen beſter in den Kreis der Romantiker eingeführt worden. Ein weiches, reizbares Gemüt, nahm er die Eindrücke, die ſich ihm boten, alle in ſich auf und bewegte ſie in einem zärtlichen Herzen. Seine geſchichtliche Auffaſſung, das bekannte er freudig, verdankte er Friedrich Schlegel. „Fichten bin ich Aufmunterung ſchuldig. Er iſt's, der mich weckte und indirekte zuſchürt." In Wahrheit war er der Verfichtetſte von allen. Aber Friedrich Schlegel, viel zu

hellsichtig, um Tiecks spielende Ohnmacht nicht zu durchschauen, erkannte seinerseits auch in Novalis den dichterischen Messias, als dessen Johannes er einherziehen wollte. Er wußte, daß von ihnen allen Novalis allein fähig war, aus all dem glitzernden Gestein, das sie zu Tage förderten, dem fragmentarischen, den Bau zu richten. Doch freilich blieb er auch bei ihm Fragment. Nur daß in ihm, dem einen, das Werk der andern allen vergeistigt, spiritualisiert erscheint.

Nicht aus unphilosophischem Schlummer hat Fichte Novalis geweckt. Nur die feinste Saite philosophischen Empfindens hat er in ihm in Schwingung versetzt. Schon vor Fichte hatten der Holländer Hemsterhuis, der Schotte John Brown sein Denken in bestimmte Richtungen gelenkt.

Eine feine, bildungsfrohe Persönlichkeit giebt sich in Hemsterhuis' philosophischen Schriften. Er gehört zu denen, die die Geisteskultur des 18. Jahrhunderts gleichsam im Extrakte bieten. Eine Herder innerlich verwandte Natur. In attischer Dialogform liebte er es, seine Philosopheme vorzutragen. Ein System hat er nicht gegeben. Doch sah er in Aktivität und Trägheit die allgemeinen Principien der Natur. Eine sittliche, göttliche Weltordnung war ihm Grundthatsache. Der Philosophie wollte er den Gott zurückerobern. Seltsamlich schematisch für einen ästhetisierenden Denker, der er war, konstruierte er die menschlichen Tugenden und Laster aus den jeweiligen Verhältnissen von Willenskraft und moralischem Sinn und Verstand und Einbildungskraft. So werden Gut und Böse bei ihm zu relativen Begriffen. Ein Uebel giebt es nicht.

Sein feiner, alles verstehen und verzeihen wollender Geist richtete sich gegen alle kleinlichen, engen Vorurteile. Aller Zelotismus lag ihm fern. Aus ästhetischem Empfinden heraus erneuerte er den Morgentraum der Menschheit von einem goldenen Zeitalter. Auch seine Philosophie war Fantasiegeboren, aber seine Fantasie abstrahierte nicht, sie baute fröhlich sich die Welt nach seinen Wünschen. Und in alledem ist ein mystischer Kern in seiner Weltanschauung beschlossen. Die Seele hat nach ihm unendlich viel Organe, von denen aber nur bisher die unsrer Sinne entwickelt worden sind. Er träumte, wie sich die Welt uns offenbaren würde, träten auch die anderen Seelenorgane bei uns in Kraft. Der Raum war ihm ein Attribut der Gottheit. Die Menschen sollten das Vermögen haben, mit der Gottheit sich zu mischen. Und endlich: es beschleunigt der Tod unsern Weg zur Vollkommenheit. Alle diese Ideen finden sich, so oder leise umgestaltet, bei Novalis wieder.

Eine ganz ungleichartige Erscheinung der Schotte John Brown, eine geniale Natur, ein Mann, dem sein Leben leidenschaftsgetrübt zerronnen ist. Seine Philosophie der Medizin ist in Deutschland durch Röschlaub vor anderen vertreten worden, und leider wurde sie auch in Praxis überführt. Es ist nicht alles richtig, was einfach ist, aber diese Brownsche Theorie hat in der That etwas von bestechender Durchsichtigkeit und Einfachheit. Das Leben ist nach ihm ein Reiz. Zur Möglichkeit des Lebens sind zweierlei Bedingungen nötig, eine äußerliche: Organisation, und eine innerliche: das Lebensprincip, das er in Erregbarkeit des Organismus setzte. Jede

Veränderung, die mit einer von beiden Bedingungen vorgeht, ist Krankheit. Er unterschied allgemeine und örtliche Krankheiten, allerdings, es kann auch örtliche und allgemeine Krankheit nach ihm zu gleicher Zeit in einem Organismus sein. Nach seiner Theorie können aber nur zweierlei wirklich verschiedne allgemeine Krankheitszustände angenommen werden — sein ganzes System ist dichotomisch —, Sthenie, das ist zu große Stärke der Lebensfunktion, und andrerseits ihre übergroße Schwäche: Asthenie. Asthenie wiederum kann doppelter Natur sein: entsteht sie unter dem Einfluß wahrhaft schwächender Schädlichkeiten, so gilt sie als direkte Asthenie; ist sie eine Folge der durch Sthenie herbeigeführten Schädlichkeiten, so heißt sie indirekte Asthenie. Beide Arten der Asthenie können gleichzeitig in permanentem Zustand existieren; nie aber kann in einem Organismus zugleich Sthenie und Asthenie herrschen. Ich sagte es schon, dieses System hat etwas von bestechender Einfachheit. Und es ist interessant, wie Brown bereits Schädlichkeiten aller Art ins Auge faßte, wie er zugleich ein Arzt der Seele und des Körpers zu sein sich bestrebte. Als schwächende Schädlichkeiten galten ihm gleichgewichtig: Säfteverlust und Kälte und Unzufriedenheit. Jede akute Krankheit konnte somit sowohl sthenisch als asthenisch sein, und erforderte danach ganz verschiedene Heilungsmethoden. An die Gleichmäßigkeit der Fälle bei Epidemieen glaubte er nicht. Säfteverderbnis und Blutmangel galten ihm als Krankheitswirkungen nicht Ursachen. Von Erblichkeit krankhafter Anlagen hielt er nicht viel. Für ihn gab es bei allgemeinen Krankheiten denn auch nur zwei

Heilungsmethoden: Stärkung und Schwächung der Lebensfunktion. Und dieser Brown, so heißt es bei Novalis, „ist der Arzt unserer Zeit.“ Man glaubt das gern. Verkappt unter dem Doktorhut, schritt hier gleichfalls der mystische Philosoph einher.

Eine Welt voll reicher Eindrücke hatte sich Novalis aufgethan. Ein neues Kunstempfinden hatte sich ihm erschlossen. In neuem, farbigerem Licht erglänzte ihm die Vergangenheit. Die Kunst war Maßstab des Lebens geworden. In die Geheimnisse des organischen Seins war ihm deutend hineingeleuchtet worden. Ein eigener Zusammenhang offenbarte sich in der Erscheinungen Fülle. Die Welt war eine Summe von Accidenzen der einen Substanz, des unendlichen Ich.

Eine Welt voll reicher Eindrücke hatte sich Novalis aufgethan. Er ging an dieser Welt vorüber. So tief die Eindrücke ihm wurzelten, in letzter Hinsicht bedeuteten sie ihm dennoch nur Weckrufe des eignen Ahnungsvermögens. Und das erwachte.

In Novalis' ersten Fragmenten ist es erwacht. Freilich, es heißt dem chronologischen Gang ein wenig vorgreifen, wenn ich von diesen ersten Fragmenten an dieser Stelle rede.

„Nach innen geht der geheimnisvolle Weg. In uns oder nirgends ist die Ewigkeit mit ihren Welten, die Vergangenheit und Zukunft.“ — Das ist das Einzigartige an dieser teuren Erscheinung, daß sich Novalis' Wesenheit ganz innerlich giebt, daß inneres Empfinden und Ahnen zum Maße aller Dinge werden. Reif werden bedeutete für ihn ein Innerlichwerden. Und mit dieser Innerlichkeit erwachte die Schämigkeit.

Wie hatten noch Schleiermacher und auch der junge Novalis die unbedingte, die nackte Seelenhingabe in der Freundschaft gesucht! Jetzt heißt es, „Freundschaft, Liebe und Pietät sollten geheimnisvoll behandelt werden". Und es sind die verworrnen Köpfe gegenüber den klaren, allzufertigen, denen, wie auch einmal von Goethe in „Wilhelm Meister", das Wort geredet wird. Vielleicht macht ein innerliches Erleben und Kämpfen sie anfänglich so verworren. Sei wie du bist, nur suche in dir selbst. Was du draußen, nicht im eignen Innern findest, — es ist des Aufhebens nicht einmal wert.

Suche im eignen Innern, und die Selbstoffenbarung wird dir zu teil. Wunderinnig hat Novalis die geschildert. Es sei dem Menschen, als wäre er in einem Gespräch begriffen, und irgend ein unbekanntes, geistiges Wesen veranlasse ihn zur Entwicklung der evidentesten Gedanken. Ein Ich höherer Art erwacht in ihm. In diesem höheren Ich wird er gleichsam zu einer Person zweiter Potenz, seine Wesenheit hat in sich selbst ihre Ergänzung gefunden, der Genius ist erwacht. Ganz innerlich ist der Mensch zum Genius geworden. Und so durchgeistigt ist er nunmehr, daß seine Genialität, sein Geist die irdische körperliche Erscheinung seines äußeren Menschen durchleuchtet und auch — parodiert. Doch schelte man nicht die Schwere und die Schwerfälligkeit der körperlichen Organe! Sie ist notwendig. Einmal erwacht, würde der Geist das irdische Dasein zerstören, hielten diese körperlichen Organe ihn nicht in Banden. In dieser Innerlichkeitsergründung des Novalis wird Genialität zum Postulat. In ihr verklärt sich alles Erdenwallen. „Das Leben eines wahrhaft kano-

nischen Menschen muß durchgehends symbolisch sein." Zu einem Versöhnungstod wird solchem Menschen das Sterben.

Der Tod? Ein Heimgehen ist er. Das Leben ist da, um des Todes willen. Das Leben ist nur die Wallfahrt durch des Tempels Vorraum. Die Pforte zum Allerheiligsten erschließt sich — die Pforte des Todes. „Der Tod ist eine Selbstbesiegung — die, wie alle Selbstüberwindung eine neue, leichtere Existenz verschafft." Die Schwere irdischer Organe — in ihm wird sie überwunden.

Nach innen führt der geheimnisvolle Weg. Im Innern erschließt sich das Außen. Wer auf die Offenbarungen des eignen Innern zu hören weiß, dem öffnet sich auch die Außenwelt. Die Sinne weiten sich im Ahnungsvermögen, so vermag der Mensch ein übersinnliches Wesen zu sein. Denn Ahnen ist mehr als Sehen, Hören und Tasten, es ist der Quell des Wissens, das nicht trügt. Es übermittelt die Gewißheit der All-Einheit. „Wir stehn in Verhältnissen mit allen Teilen des Universums — so mit Zukunft und Vorzeit." In dem Sinne können wir freilich uns weit mehr als begreifen, wenn wir uns selbst auch nie ganz begreifen können.

Und wie eine mystische Um- und Weiterbildung der Fichteschen Anschauungen mutet es an, wenn Novalis einen Schritt weiter thut, die Welt als einen Niederschlag der Menschennatur anzusehen. Indem der Geist die Außenwelt ahnend denkt, schafft er sie. Sie trägt den Stempel seiner Wesenheit. Sie ist durch ihn. Sie wird, entwickelt sich, wie er sich entwickelnd

wird. Das ist nach Novalis unsre Mission: zur Bildung der Erde sind wir berufen. Der Geist, der sich nach innen wendet, strahlt eben dadurch seine Strahlen aus. Und die werden lebenzeugend, schaffend und gestaltend.

Blicken wir von diesem Standpunkt auf die Welt der Alltags-Wirklichkeit.

Was an den Wissenschaften von Wert ist, ist ihr philosophischer Gehalt. Der giebt dem Geiste Nahrung, aus ihm schöpft er nicht Schaffensmöglichkeit — die ist in ihm beschlossen, doch Schaffensart. — Das empirische Material ist tot. Nur in der Philosophie gewinnt es Leben. Darum heißt philosophieren vivificieren, darum muß auch die Philosophie gleichsam in sich organisches Leben tragen; nur so kann sie lebenzeugend sein. Und feinsinnig giebt Novalis von diesem seinem Standpunkt den Umriß einer Geschichte der Philosophie. Auf der ersten Stufe der Gegensatz des mystischen Subtilisten und mystischen Makrologen, auf der zweiten Stufe eklektische Vereinigung der heterogenen Elemente, auf der dritten Stufe der „Künstler", der kritisch die Gegensätze im eigenen Ich bereits findet, im eignen Ich auch die Möglichkeit, sie auflösend zu verbinden. Und schon in diesen ersten Fragmenten concipiert Novalis in der tiefsinnigen Theorie, die er vom Mittler aufstellt, ein Wesentliches seiner Philosophie der Religion.

Nicht aber ist in der Philosophie ein Letztes, wahrhaft Seiendes zu finden. Auf den Wegen der anderen Romantiker geht Novalis weiter als sie: „Die Poesie ist das echt absolut Reelle." In ihr liegt die Wirklichkeitsnorm beschlossen. Das Geheimnis des Lebens offenbart sich in ihr. Das Höchste, was sich von der

Philosophie sagen läßt, ist, daß sie das Poem des Verstandes ist. Aber: „Die vollendete Form der Wissenschaften muß poetisch sein.“ Nur ihre Form? Diese Frage sollte Novalis später weiterführen.

Aber man begreift nach dem Gesagten die künstlerische Eigenart, in der diese ersten Fragmente geschrieben sind: Das Suchen nach Vergleichen, die eben hier nicht nur Vergleiche, sondern geheimnisvolle Beziehungen und damit Deutungen darstellen. Das Streben nach einer mystischen Ausdrucksweise für Eingeweihte, von der die Vorrede zu „Glauben und Liebe“ zu melden weiß: mittelst der „bewunderungswürdigen Abstraktion einer Bezeichnung durch Töne und Striche“ sollte hier direkte Mitteilung von Geist zu Geist geschaffen werden.

Als das echt, absolut Reelle hat sich die Poesie auch in dem Alltagsleben zu bewähren; indem sie es gestaltet, wird es zu schöner Wirklichkeit erhoben, durch sie allein aber auch bekommt es Wirklichkeitscharakter überhaupt. Darum so viel über Geselligkeit, Gesellschaftsform in diesen ersten Fragmenten. Auch als ein Künstler der Kunst des schönen Genießens bewährt sich Novalis da. Und es entsteht ihm die später immer wiederkehrende und aller Romantik eigne Vorstellung einer Gesamtkunst, die der Geselligkeit diene. Schön dekorierte Säle, in denen Statuen stehen; eine sanfte Musik ertöne den Beschauern. Die Dichtkunst vermähle ihre Zauber denen der beiden andern Künste. Auf solchen Eindrücken erhebe sich das Geselligkeitsleben über die Schwere des Alltagsdaseins, um sich im Verein mit den Künsten selbst zum Kunstwerk zu gestalten.

Und was ist der Staat anderes als eine Gesellschaftsform? Als eine Idee stellt Novalis, dem Romantiker, das Volk sich dar. Wie eine Idee muß es sich als Idee entwickeln, der Geist des Volkes muß, da im Volke alles Schauspiel ist, sichtbar werden. Er werde es in dem Regenten! Die Kunst wird auch Wirklichkeitsnorm der Politik. „Ein sehr geistvoller Staat wird von selbst poetisch sein."

Aus der Sehnsucht heraus hatte sich Novalis' Lebensführung gestaltet. Die Sehnsucht hatte sein Innenleben geweckt. Und wie sie ihm zuerst das Friedensbild patriarchalischen Familienlebens vor die Seele gezaubert hatte, so trat sie ihm in diesem selben lockenden Bilde jetzt wieder nahe. In Preußen war Friedrich Wilhelm III. auf den Thron gestiegen; ihm und seiner holden Königin Luise flogen die jungen Herzen zu. Das Bild stillen patriarchalischen Familienlebens schien auf diesem Throne Wirklichkeit geworden zu sein. Um dies Bild nun spinnt die Mystik ihren Rahmen, sie spinnt es fest ein in das Gefüge ihrer visionären Welterschließung, — das ist Novalis' „Glauben und Liebe, oder, der König und die Königin".

Der Geist des Volkes sichtbar geworden in diesem seinem Regentenpaar! Weit zurück lag die Jugendbegeisterung für die französische Revolution. Sie war nicht mehr ernst zu nehmen. Wie die Begeisterung, die ihr gegolten hatte, sollte die Revolution selbst nichts als eine Krise der Pubertät gewesen sein. In der Monarchie sah die mystisch künstlerische Politik des Novalis nunmehr die Idee des Staates am reinsten

verkörpert. Auch das patriarchalische Ideal wies auf die Monarchie. Ihre Konstitution beschlossen in dem Charakter des Regenten. An ihrer Spitze ein Mensch, doch kein gewöhnlicher Mensch; der Mensch, in dem sich die Idee des Staats verkörpert. Er wird zu seiner Mission geboren. Die Geburt ist primitive Wahl. Das Fatum wählt ihn. Und in diesem mystischen Regenten verkörpert sich auch das Fatum seines Volkes. Er ist das Lebensprinzip des Staats, er ist der große Künstler, der die Idee des Volkes ihrer Vervollkommnung näher führt.

Und wieder versinnlicht sich diese Mystik zu schlichter, einfältiger Idylle. Patriarchalisch stehen König und Königin ihrem großen Hauswesen vor, wie Vater und Mutter. Wie eine Hausfrau sorge die Königin für ihren Hausstand, sie erziehe die Töchter des Landes. In aller Reinheit spiegle das Hofleben das Bild friedvollen Familienglücks. Es sei gleichzeitig das Muster künstlerischer Lebensgestaltung. Ein väterlicher Erzieher sei der König hoffnungsvollen jungen Männern; er umgebe sich auch mit civilistischen Adjutanten; er schule sich in ihnen die Stützen eines tüchtigen Beamtenstandes. Sichtbar, greifbar, fühlbar werde die Idee des Staates! Vielleicht könnten die Bürger eine Uniform als Bürger tragen? Das Bild des Königs müsse gleichsam aller Orten gegenwärtig sein. Er verleihe es als eine Belohnung, zur schönsten Auszeichnung für treue Dienste. Das Bild der Königin hänge in dem Wohnzimmer, in dem Töchter heranwachsen. — Die Idee einer ganz persönlichen und deshalb doch zufälligen Liebe verbindet sich dabei mit der mystischen

Auffassung der Verkörperung des Staates im Regenten: „Wird nicht der König schon durch das innige Gefühl Ihres (der Königin) Werts zum König?“ — —

So zeichnet sich, eine rein innerliche Conception, die Welt des Novalis in diesen ersten Fragmenten. Die Jahre der Kindheit schon im stillen, altehrwürdigen Wiederstedter Schlosse mögen seinen Geist nach innen gerichtet haben; und wenn eine laute, selbstquälerische Jugendzeit auch den Eindruck verdrängte, seinem Geist mag er dennoch aufgeprägt geblieben sein. Innerlichkeitweckend war dann die Sehnsucht in sein Leben getreten, Innerlichkeitweckend waren auch die äußern Eindrücke des Jenenser Freundeskreises.

Er hatte in Lebenslust und Lebensfröhlichkeit die Geliebte gefunden, und die Illusion, die sie wachgerufen hatte, war in sich zerfallen. Nun der Tod seine Sophie gezeichnet hatte, war die Illusion wiedererstanden. Immerhin, es erklärt das nicht alles. Was war in ihm vorgegangen, seinen Geist ganz in sich selbst zu führen, ihm solcher Seelenselbstoffenbarung Richtung und Kraft zu geben?

VI.

Am 19. März 1797 war Sophie von Kühn gestorben.

Ein Blutsturz hatte ihrem Leben ein Ende gemacht. In dem Sektionsbericht des Doktors Bonende ist die Erkrankung des Unterleibes als Hauptursache des Todes angegeben. Blutstockungen waren eingetreten, aus ihnen war heißer, hernach kalter Brand entstanden.

Heftige Schmerzen hatte die Krankheit mit sich geführt; sie hatte sie in Geduld und Ergebenheit getragen. Von ihrem Lager aus übte sie ein Trösteramt an den Ihrigen, auch an Novalis. Ermutigende Zettel sandte sie ihm, mit ihrer unbeholfenen Kinderhand bekritzelt: „Kaum lieber Hardenberg kann ich eine Zeile an Sie schreiben aber duen Sie mier nur den Gefalln und sein nicht ängstlich dieß bittet herzlich Ihre Sophie.“ Ihr Geist war in der Entwicklung stecken geblieben, ihre Seele wuchs. Und holder noch sollen ihre Züge, vom Leiden durchgeistigt, sich gezeichnet haben. An ihrem Krankenlager in Jena hatte auch Goethe sie aufgesucht. Dies arme, sterbende Mädchen muß als ein menschlich schöner Fall gegolten haben.

Am 16. Dezember war sie von Jena nach Grüningen zurückgereist. Bruder Erasmus hatte sie begleitet. Kurz vor ihrem Tode war auch Novalis in Grüningen eingetroffen. So lange zu hoffen war, und länger, hat er gehofft. Zu den Aengsten aber, die er durchzumachen hatte, kamen noch, seine Lage zu verschlimmern, häusliche Schwierigkeiten. Herzlos ließ ihn der weltmännische Onkel Großkomtur dauernd fühlen, welche Dummheit er begangen, sich an ein armes und krankes Mädchen zu fesseln. Beide zerfielen gänzlich und für immer miteinander. Den „Großkreuz" nannte Novalis ihn kurzweg. Und auf die Stimmung des Vaters wirkte diese Entzweiung zurück: „Der Alte und ich denken und handeln gar zu überzwerch," schrieb Novalis an seinen Bruder Erasmus. In böser Stimmung kam Novalis zum letzten Mal vor Sophiens Tode nach Grüningen, und dort brach all sein Hoffen zusammen. Wenige Tage vor ihrem Hinscheiden reiste er wieder ab. Sie sterben zu sehen, war er nicht im stande gewesen.

Einen Monat darauf war auch sein Bruder Erasmus († 14. April), den er vor all seinen Geschwistern lieb gehabt hatte, nicht mehr unter den Lebenden.

Mit Sophiens Tode verlor die Sonne für Novalis ihren Schein. Oder —, sie sollte ihn doch verlieren.

Man darf nicht fragen, was ihm ihr Tod geraubt. Vielleicht darf man das in solchen Fällen nie. Seine „herzliche Fantasie", die er sich selbst einmal zugesprochen, hatte sich mit ihrer Wesenheit erfüllt. Er hatte ihren Besitz mit all seinen Wonnen erträumt. Ihre stille Dulderkraft und die Verklärung, die Krank-

heit und Sterben über ihr Bild gehaucht, hatten sein ganzes Sein durchdrungen. Es war ihm angeartet, und es war im Geiste dieser gefühlsseligen Zeit, die heiligen Schauer solcher Krankheitsdurchgeistigung mit sentimentalischer Inbrunst auf sich wirken zu lassen: Jean Pauls Liane ist eine andere Sophie von Kühn. Seine Lebenspläne, seine Zukunftsgedanken hatten sich mit der Zuversicht ihres Besitzes fest versponnen. Und endlich, er wollte diesen Schmerz durchleben. Auch seine gedankliche Anschauungsweise drängte dazu. In „Blütenstaub" heißt es: „daher ist es Pflicht, an die Verstorbenen zu denken. Es ist der einzige Weg, um in Gemeinschaft mit ihnen zu bleiben. Gott selbst ist auf keine andre Weise bei uns wirksam —, als durch den Glauben".

Krampfhaft hat er sich in diesen Schmerz verbissen. Zu seiner Lebensaufgabe machte er ihn. Ganz natürlich bei einer seelischen Anlage wie der seinen, daß er sich über sein Schmerzempfinden Rechenschaft ablegen wollte, daß Kopf und Herz einander begutachten mußten. Er legte ein Tagebuch an, das Tagebuch dieses Schmerzes. Er zählte darin die Tage nach dem Tode seiner Sophie. Und es erwacht ebenda wieder der Zug, der seine Jünglingszeit charakterisiert hatte, der Schmerzenszug dieses ganzen Zeitalters: der Selbstzersetzungstrieb.

Und es hebt eine Tragödie darin an, die für das 19. Jahrhundert und vielleicht für unsere Generation zumeist typisch werden sollte: das Ringen um den Schmerz. Er suchte den Schmerz, und der entzog sich ihm. Ein neuer Tantalus wollte er sich in die Fluten

des Schmerzes werfen, und sie versiegten unter ihm. Die kleinen Bedürfnisse des Tages, das elende körperliche Lustgefühl erwiesen sich stärker als die hehren Leidenschaften, die es vernichten sollten. Die Sonne durchbrach den Trauerflor, mit dem er sie verhängen wollte.

Und in diesem Lechzen nach dem Schmerz notierte er peinlich seine kleinen Siege und die großen Niederlagen: „Ein wenig gerührt"; „gefühlvoller als sonst"; „an Sophie hab ich oft, aber nicht mit Innigkeit gedacht"; „heute früh lebhafte Sehnsucht"; „früh weint ich sehr"; „kalt und zu sehr in der Stimmung des Alltags"; „zwar kalt, aber doch weinte ich"; „wieder sehr bewegt und weinte heftig"; „innig mit ihr"; „mehr als gewöhnlich ängstlich beim Gedanken an Sophie"; „am Grabe nachdenkend, aber meistens ungerührt"; „recht gerührt, recht innig bei ihr gewesen"; „wie kann ich nur oft lau und kalt sein?"; „am Grabe nicht gerührt"; „Rührungen fielen gar nicht vor". Und dazwischen die andern Stimmungen, da ihn die Erfordernisse und die Lust des Alltags ganz hinrissen, in denen er sich und die Gestorbene vergaß! Da ihm die Leidenschaftskraft des Schmerzes, die er von sich forderte, nicht gegeben war, ästhetisierte er ihren Tod. Seine Einbildungskraft spielte wehmütig damit, wehmütig spielte sie mit ihrem eignen Spiel. Am 8. Februar, da er das Schlimmste bereits fürchten mußte, schrieb er an Frau von Thümmel, die ihm aus dem Grüninger Kreise seelisch am nächsten stand: „daß ich nicht mehr wie ein verzweifelter Spieler lebe, dessen ganzes Wohl und Weh davon abhängt, ob ein Blütenblatt in diese

oder jene Welt fällt", und am 13. April schrieb er wieder an dieselbe Freundin: „das Blütenblatt ist nun in die andre Welt hinübergeweht — der verzweifelte Spieler wirft die Karten aus der Hand" — in diesem Schmerz fand er die Stimmung, sich in seiner eignen Ausdrucksweise zu spiegeln; bezeichnend steht das Selbstcitat, wie damals in den Jugendbriefen. Aus solchem ästhetischen Empfinden heraus aber idealisierte er rückhaltlos das Bild der Toten. In einem Brief vom 14. April, der wahrscheinlich an Woltmann gerichtet war, schrieb er, daß sie eine der edelsten, idealischsten Gestalten war, die je auf Erden gewesen sind und sein werden. „Die schönsten Menschen müssen ihr ähnlich gewesen sein. Ein Bild von Raphael in der Physiognomik hat die treffendste Aehnlichkeit von ihr, die ich noch fand."

Er setzte seinen Schmerz auch äußerlich in Scene, das innere Leidgefühl zu steigern. „Im Profil neben mir auf dem Kanapee, im grünen Halstuch, in charakteristischen Situationen und Kleidern fällt sie mir am leichtesten ein," heißt es im Tagebuch. Und er wurde einmal überrascht, wie er in seinem Zimmer das lange, graue Kleid, in dem sie gestorben war, auf dem Bett ausgebreitet, die Haube, die sie getragen, darüber gelegt, und ihr Taschenbuch, in dem sie noch zuletzt gelesen, dazu aufgeschlagen hatte. Er nahm sich auch vor, und notierte den Vorsatz, mehr äußerlich in ihrem Andenken zu leben, er bat zu Gott, ihm diesen „unbeschreiblich lieben" Schmerz zu erhalten, die Wunde sich nicht schließen zu lassen. Der alte Widerstreit zwischen Kopf und Herz, den diese Generation in ihren

Jugendjahren so schmerzlich ausgekostet hatte, erwachte wieder: „jeder Vernunftgrund", schrieb er, „jede Vorspiegelung des Herzens ist schon Zweifel, Schwanken und Untreue." Und er wollte diesen Schmerz, der ach! so flüchtig war, zwingen, ihn selbst zu überwältigen: er faßte den Entschluß, seiner Sophie in den Tod zu folgen.

Er spricht mehrfach in dem Tagebuch über das Vorhaben, seinem Leben ein Ende zu setzen; er hat es der Danscour, auch Friedrich Schlegel gegenüber geäußert. „Seien Sie nur ruhig, meine gute Ma chère", sagte er der Danscour, „ich habe weder Gift noch Dolch bei mir — aber ich fühle, daß längstens das Ziel aller meiner sehnlichsten Wünsche Weihnachten sein wird." Und Friedrich Schlegel gab er wehmütig, liebend Abschied: „sicher nehme ich dein Andenken mit Innigkeit hinüber in jene Welt mit". Der freilich schrieb an Schleiermacher: „daß Hardenberg sich selbst tötet, glaube ich nur darum nicht, weil er es bestimmt will und es für den Anfang aller Philosophie hält"; und damit sollte er recht behalten — für den Augenblick. Deutlich läßt sich ersehen, daß Novalis selbst unter den Mitteln seinen Tod herbeizuführen Umschau gehalten hat. „Die Methode macht mir noch sehr zu schaffen", heißt es einmal. Er sprach darüber mit Langermann; eine Unterredung mit dem Arzt Vonende über die Schwierigkeit der Untersuchung, ob jemand an Pflanzengiften gestorben sei, war ihm wichtig; schließlich vertraute er der Kraft seines unkräftigen Schmerzes, daß der imstande sei, sein Leben zu untergraben. Sein Tod sollte Beweis seines Gefühls für

das Höchste sein, „echte Aufopferung, nicht Flucht, nicht Notmittel."

Aber auch dieser Entschluß, aus dem Leben zu scheiden, unterlag dem ganzen Auf und Ab, dem Für und Wider der Stimmungen. Einmal stand er unwandelbar, dann wurde er düster angesehen, es stellte das befriedigende Gefühl sich ein, leichter abkommen zu können als er gedacht hatte, — aber es kam auch Furcht vor Krankheit, das Bewußtsein der Notwendigkeit, gegen Aengstlichkeit auf der Hut zu sein, es kam die Lust am Leben, Schwanken, Zweifel kamen: „Ich fing an zu zweifeln, zu zweifeln ohne Ende". Und all diesen ohnmächtigen Irrungen seines armen Herzens schaute sein kühler Verstand bedächtig zu.

Und daß dieser Tragödie der ersehnten Selbstvernichtung und beständigen Selbstzersetzung das Satyrspiel nicht fehle, rächten sich die gemeinen Lebensinstinkte am überhohen Flug solcher gewollten seelischen Erhebung. Auch sie wurden mit qualvoller Aufrichtigkeit notiert. Da steht wiederholt das viel und zu viel gegessen; die Freude über eine große Brezel, die zu Mittag gebacken worden war, ist nicht unterdrückt. Vor allem aber: es regte sich unabweisbar die Lüsternheit.

Nicht hat Novalis seinen Entschluß, aus dem Leben zu scheiden, ausgeführt, nicht hat der Schmerz ohne weiteres das Werk, zu dem er gerufen war, vollführt. Es ist dennoch kein Zweifel, daß der Keim der Schwindsucht, der in ihm schlummerte, durch solches Wühlen in schmerzlichen Vorstellungen zu raschem Aufblühn gekommen ist. Der Tod an gebrochnem

Herzen ist nach medizinischer Definition der Tod an Schwindsucht. Seelische Depressionen haben gerade auf den Verlauf dieser Krankheit nicht hoch genug abzuschätzende Einwirkung. So ist es mehr als wahrscheinlich, daß in dem Jahre, das Sophiens Tod folgte, die Krankheit bei Novalis unheilvolle Fortschritte gemacht haben muß.

Und es ist nicht minder altbekannte Beobachtung, wie sehr die Schwindsucht in ihrem Fortschreiten zu sinnlichen Ueberreizungen, zu lüsternen Ausschweifungen führt. Auch bei Novalis fällt es auf, wie in diesen Zeiten der seelischen Zerrüttung, der offenbaren Krankheitsentwicklung die Lüsternheit erwacht. In seinem Tagebuch kehren die Klagen: „meine Fantasie war zuweilen ein wenig lüstern"; „etwas sinnlich"; „sehr lüstern"; „die Lüsternheit war von früh bis nachmittags rege"; „viel Lüsternheit"; „überließ mich gänzlich der Lüsternheit" — in Verbindung mit den Todesgedanken immer wieder. Und diese geheime sinnliche Begehrlichkeit muß sich auch äußerlich seiner Erscheinung aufgeprägt haben. Ich wüßte mir anders das erste Urteil Dorothea Veits über ihn: „seine Freunde behaupten, er hätte sich zu seinem Nachteil verändert; ich behaupte aber, gemein wird man nicht, das wird einem angeboren", nicht zu erklären. Indem sich ihm aber aus seinem überreizten Wesen und aus seiner Krankheit heraus Todesvorstellungen mit Sinnlichkeit paarten, ging er nur den typischen Weg aller Mystiker. Denn von jeher, auch bei den alten, frommen deutschen Theosophen, war alles sinnende Ahnen, alles selbstvernichtungslüsterne Tod- und Jenseitssuchen mit Sinnlichkeits-

überreizung und sinnlichen Fantasieausschweifungen verwachsen. Sinnlichkeit und Mystik leben in und durch einander. „Wehmut und Wollust, Tod und Leben sind hier in innigster Sympathie." Auch die Krankheit wurde bei Novalis in seiner Eigenartsentwicklung ein notwendiges und ein bedingtes Glied.

Verlor in diesem Schmerzeswühlen die Sonne für Novalis nicht ihren Schein, so zerriß doch vor seinen Augen der Vorhang des Tempels. Der Blick ins Allerheiligste öffnete sich ihm.

Ewigkeitsstimmungen erfüllten seine Seele ganz. Dieser Tod bedeutete ihm nicht die Vernichtung, sondern das Heimgehn; die Trennung war zeitlich, ewig das Wiederfinden. In dieser Toten besaß er gleichsam die lockende Mittlerin mit dem Jenseits; in seiner Seele fanden beide Welten Raum.

„Unbeschreibliche Ruhe" überkam ihn in Stunden solcher Jenseitsoffenbarung an ihrem Grabe. Immer fremder wurde ihm die laute, äußerliche Welt, bis er auch sie in Innerlichkeitserlebnis zu wandeln lernte. Tröstend fragte er sich in Gedanken an die ihm Entrissene: „wo schläft ein Kind wohl sicherer als in der Kammer seines Vaters?" — und zu einer Sehnsucht wurde ihm der Trost. Und siegreich erhob er sich aus allen Zweifeln und Bängnissen, und es überkam ihn in den Augenblicken solcher Jenseitsahnung ungekannte Begeisterung: „das Grab blies ich wie Staub vor mir hin. Jahrhunderte waren wie Momente, ihre Nähe war fühlbar".

In solchen Stimmungen auch trat ihm die

schlichte herrnhutische Frömmigkeit des Elternhauses wieder vor die Seele. Er fing an, die Religion innerlich zu erleben. Wie eine Kraft, die immer dagewesen und nur zur Wirksamkeit nicht hatte kommen können, verspürte er sie jetzt, da er ihrer bedurfte, in sich. Wie ein Heimatsklang lockte ihn der fromme Glaube nun, und er gab dieser Lockung sich ganz anheim. In derselben Schicksalsfügung unterging er dieselbe Wandlung wie einst sein Vater. Es ist dabei nicht leicht zu entscheiden, wie weit seinem philosophischen Geist darin Genüge werden konnte. Doch geht man wohl nicht irre anzunehmen: zwar nur zu Zeiten und durch Stimmungen bedingt, war dieser Glaube ihm doch alles, alles ganz.

Mit dem Scharfblick, den er aus frühzeitiger Selbstzersetzung gewonnen hatte, erkannte er die Wandlung, die in ihm vorging, selbst. „Soviel versichre ich dir heilig," schrieb er an Friedrich Schlegel, „daß es mir ganz klar schon ist, welcher himmlische Zufall ihr Tod gewesen ist — ein Schlüssel zu allem — ein wunderbar schicklicher Schritt. Nur so konnte so manches rein gelöst, nur so manches Unreife gezeitigt werden. Eine einfache mächtige Kraft ist in mir zur Besinnung gekommen. Meine Liebe ist zur Flamme geworden, die alles Irdische nachgerade verzehrt." In Wahrheit traf er vielleicht nicht ganz das richtige Wort, wenn er von seiner Liebe sprach, die also zur Flamme geworden. Die Flamme war da, aber aus der Sehnsucht war sie entglommen. Weil sie der Sehnsucht, dem stärksten Vermögen seiner Seele, neue Nahrung gab, konnte die Jenseitsahnung sein ganzes Wesen

so erfüllen. Und wenn er damals an Just schrieb: „es wird mir sehr schwer werden, mich ganz von dieser Welt zu trennen, die ich so mit Liebe studierte; die Recidive werden manchen langen Augenblick herbeiführen — aber ich weiß, daß eine Kraft im Menschen ist, die unter sorgsamer Pflege sich zu einer sonderbaren Energie entwickeln kann" — so besaß er wirklich diese Kraft und diese Energie in seiner Sehnsucht.

Nur eine neue Sehnsuchtsrichtung war das Erfassen einer übersinnlichen Welt in ihm. Doch kam sein Geist in seiner Eigenart darin zur Reife. Das Reich seines Sinnens und seiner Dichtung erschloß sich ihm darin. Sie gab ihm die Möglichkeit einer Innerlichkeitsdurchdringung, in der er einzig ist.

Von nun an war sein Wesen auf Ahnen gestellt. Alle Fragen löste er aus seinem Innern. Wunderbare Zusammenhänge mit der Welt der Ewigkeiten offenbarten sich ihm. In dem Sinne kann man sagen, daß aus Sophiens Tode sein Dichten geboren ist.

Sein fürderes Leben war ein Abirren von dem Wege, den er als den seinen hatte ins Auge fassen wollen. Der Dichter in ihm hatte seine Heimat gefunden.

In solchen wechselnden Stimmungen spann sich sein Leben weiter. In Tennstedt, Wiederstedt und Weißenfels verbrachte er den Sommer und den Herbst. Neben den beruflichen salinistischen Arbeiten gingen philosophische, litterarische und mathematische Studien einher. Am 1. Dezember 97 ging er nach Freiberg, dort, vorzüglich unter Werners Leitung, die notwendigen bergmännischen, geognostischen auch physikalischen Kennt-

nisse sich anzueignen. Anderthalb Jahre nach Sophiens Tode waren eben vergangen, und Novalis war — mit Julie von Charpentier heimlich verlobt.

Er selbst hat in einem Briefe an einen Ungenannten aus dem Februar 1800 die Entstehung dieses neuen Herzensbundes geschildert. Danach kam er durch Vermittlung eines Freundes in das Charpentiersche Haus, noch ganz unter dem Eindruck des Verlustes, der ihn betroffen hatte; ein Trostbedürftiger. Die Anknüpfung enger Beziehungen war leicht gegeben, denn Juliens Vater war, gleich Werner, Ober-Bergrat an der Freiberger Akademie, er galt für eine Kapacität in seinem Fache; Novalis hörte auch bei ihm. Und als eine bescheidene, trostspendende Freundin trat Julie von Charpentier ihm entgegen. „Das sanfte, bescheidne Wesen dieses liebenswürdigen Mädchens" flößte ihm Zutrauen ein. Er hatte Gelegenheit zu beobachten, wie hingebungsvoll sie ihren Vater bei einer Krankheit pflegte, wie aufopferungsvoll sie war. Und dann trat eine Zeit der Trennung ein, und als Novalis nach Freiberg zurückkehrte, fand er sie selbst schwer leidend. Heftiger Gesichtsschmerz hatte sie befallen. Und ihre Leiden knüpften das Band enger; eines Trösteramtes hatte nun er bei ihr zu walten. Und damit tauchte ihm der Gedanke auf, „sein Leben ihr zu widmen". In ihrer sanften, stillen, hingebungsvollen und bescheidenen Art schien sie ihm die rechte Lebensgefährtin. So schlossen beide zunächst geheim den Bund.

Sehr überzeugend ist diese Darstellung nicht, wenn Wahres ihr auch zu Grunde liegen mag. Das

Bild, das er darin von Julie zeichnet, ist nicht treffend; ein anderer, als er sich darin gab, war er selbst. Mit Schattenfarben zeichnete er die neue Liebe, auf Sophiens Bild fällt alles Licht. Charakteristisch bleibt es freilich, daß er in dem Brief, den er im Januar 1799 an Friedrich Schlegel richtete, von dem neuen Bund ihn in Kenntnis zu setzen, schrieb: „Ich sehe mich auf eine Art geliebt, wie ich noch nicht geliebt worden bin" und hinzufügte: „Indes aufrichtig, wär ich doch lieber tot". Aber es war dennoch ein neues und bedingungsloses Lieben. Das „herrliche, gute Mädchen" nannte er sie wiederholt; seit er wieder mit ihr vereint, wußte er nicht, ob er noch auf Erden oder im Himmel sei; daß seine Julie ihm „von allen das Beste zu besitzen scheint", schrieb er an Tieck. Und aus dem innigen Gedicht, das er ihr gewidmet,

„Daß ich mit namenloser Freude
Gefährte deines Lebens bin
Und mich mit tiefgerührtem Sinn
Am Wunder deiner Bildung weide —"

spricht wohl ein rein seelisches, doch dabei nicht minder leidenschaftliches Sehnen. Und wie hätte es anders sein mögen! Die Sinnlichkeit, die ihm von jeher eigen gewesen und durch die zunehmende Schwindsucht krankhaft gesteigert war, konnte bei diesem neuen Bunde nicht leer ausgehen. Und Julie von Charpentier war, soweit sich nach dem Bilde, das von ihr erhalten, urteilen läßt, ein schönes Mädchen. Ihre vollen, reifen Formen stechen seltsam von Sophiens knabenhaft magerer Gestalt ab. Man geht wohl irre, sucht man in dieser Verlobung nur ein gegenseitiges Samaritertum.

Wohl aber mag die alte Sehnsucht, einen Hausstand zu gründen, sich in still bürgerliche Freuden einzuspinnen, zu dieser Verlobung beigetragen haben. Der Traum war derselbe geblieben, nur daß an Sophiens Stelle jetzt Julie als solchen Glückes Partnerin getreten war. Immerhin, in diesem neuen Lieben muß ein anderes Element gewesen sein, als in dem alten. Novalis lernte jetzt unterscheiden. „Ich habe zu Söfchen Religion, nicht Liebe", schrieb er.

Es bewahrheitete sich an ihm, was Friedrich Schlegel schon in der Leipziger Zeit vorausgesagt hatte, daß, seine grenzenlose Flüchtigkeit zu fesseln, vielleicht selbst einmal einem Weibe schwer werden würde. Es bewahrheitete sich an ihm, was er selbst an Caroline Schlegel schrieb: „ohne Liebe hielt ich's garnicht aus". Naturen wie die seine sind immer zu schneller Tröstung, zu neuem Anklammern vorher bestimmt.

Und wer war diese Julie von Charpentier, mit der Novalis nunmehr sein Lebensschicksal vereinen wollte? In dem Schlegelschen Kreise scheint sie, soweit man sich gegenseitig kennen lernte, gut gefallen zu haben. „Ein sehr liebevolles Wesen" nannte sie Caroline Schlegel, freilich, es ist immer etwas Bedenkliches um ein Lob aus ihrem Munde. „Schön, weich, mit einem wehmütigen Ausdruck", schilderte sie Steffens. Jedenfalls war sie gesellschaftlich gewandt. Ein Brief von ihr an Novalis' Mutter weist sehr im Gegensatz zu Sophiens Briefen eine schöne, fast gestochene Handschrift, gewandte und gebildete Ausdrucksweise auf. Sie wußte sich sehr geschickt den Menschen anzupassen, das geht aus diesem Briefe wie aus allem andern hervor.

Anders fiel das Urteil über sie in des Novalis eigener Familie aus. Erfreut war man allerdings über diese neue Verlobung von vornherein nicht. Wieder hatte Novalis ein ganz armes Mädchen sich erwählt, und das mußte bei den schwierigen Verhältnissen, in denen man lebte, unliebsam ins Gewicht fallen. Auch wurde ihre Familie von den Hardenbergs schwerlich als voll angesehen; dieser Adel schmeckte noch allzusehr nach dem Zimmermannstum. Und Juliens Vater galt als ein absonderlicher, sehr unliebenswürdiger Mann. Selbst Novalis schrieb einmal, daß er ihn als Vater seiner Geliebten ehre, ohne Notiz von seinen Verhältnissen und Meinungen zu nehmen. Und das Verhältnis zwischen Novalis' Eltern und Julie von Charpentier spitzte sich zu. Zwar schrieb die Mutter als Erwiderung auf Juliens ersten Brief ihr warm und herzlich. Doch hielt es Novalis' Schwester Sidonie (in ungedruckten Familienbriefen) oftmals erforderlich, für Julie bei ihren Eltern um Liebe zu werben. Und in einem Briefe von Novalis' älterer Schwester Caroline ist eines Schreibens des Hofpredigers Reinhard, Juliens Schwager, Erwähnung gethan, in dem er über die Aufnahme, die Julie in der Hardenbergschen Familie gefunden hatte, Klage führte. Das war schon zur Zeit von Novalis' letzter Erkrankung, im Dezember 1800. Auf Hardenbergscher Seite witterte man dahinter ein Bestreben Juliens, von dem Sterbenden loszukommen. Vielleicht, trotz aller Voreingenommenheit, nicht mit Unrecht; vielleicht. Thatsache ist es, daß Julie gleich nach Novalis' Tode ziemlich offenkundlich versucht hat, seinen Bruder Karl sich zu

gewinnen. Sogar schon während seines Krankenlagers soll dieses Spiel ihrerseits begonnen haben. Und in Bezug auf einen Heiratsplan dieses Bruders Karl schrieb der alte Hardenberg, der doch ein grundehrlicher, reiner Charakter war, später seiner Frau: „die Freude, daß wir Julchen los waren, machte mir die Sache erträglich. . . . Meine gestillte Angst wegen Julchen macht jetzt alles gut, und die ganze Familie von Charpentier gewinnt durch diesen Schritt; nun, ich wünsche Julchen einen Prinzen, wenn der sie glücklich machen kann . . ."

Es steht für mich ganz außer Frage, daß auch die zweite Wahl, die Novalis getroffen hatte, eine glückliche nicht war. So wenig Geist und Bildung Sophie, so wenig Herz scheint Julie besessen zu haben. Ich zweifle, ob er mit der einen oder andern sein Lebensglück gefunden hätte. Und schwer fällt meines Bedünkens Schleiermachers Urteil ins Gewicht: „Ich glaube nicht, daß er seine Geliebte richtig gewählt oder vielmehr gefunden hatte; ich überzeuge mich fast, sie würde ihm zu wenig gewesen sein, wenn sie ihm geblieben wäre. Meinen Sie nicht auch, daß man dieses aus seiner Mathilde schließen kann? Scheint sie Ihnen nicht im Vergleich mit der Art, wie alles andre ausgestattet ist, etwas zu dürftig für den Geist? und würde er nicht eine andre haben schildern müssen, wenn ihm sein Gemüt mit dem Bilde einer reicheren Weiblichkeit wäre erfüllt gewesen? Damit tröste ich mich wenigstens für ihn." Hat das zunächst auf Sophie Bezug, so gilt es auch für Julie.

Was aber dem Menschen versagt blieb oder was

er in Unverstand sich selbst versagte — aus den wechselnden Stimmungen, der Schmerzenshingabe und dem neuen Liebeshoffen, erstarkte das Dichtertum in ihm. Das zog seine Nahrung aus den einen wie den andern, doch aus den schmerzlichen zumeist. Echt lyrisches Empfinden giebt sich schon in den Trauerbriefen um seine Sophie. Und einer ganz innerlichen Lyrik hatte die Schmerzensnacht in ihm Geburt gegeben.

VII.

Es ist eine eigene Duplicität in Novalis' Wesen. Zum Teil mochte sie durch die fortgesetzte Selbstzersetzung entstanden sein; sie entsprach auch dem Charakter einer Zeit, in der Deutschland eine große Umwandlung unterging, während alle Kräfte krampfhaft den eigentlichen Zeitinteressen ab- und andern, fernliegenden zugewandt wurden. Aeußerlich gab sich diese Duplicität in seinem Doppellieben zu einer Toten und einer Lebenden, das in gleicher Stärke neben- und miteinander bestehen konnte. Innerlich trat sie in seiner Lyrik zu Tage.

Nach zwei durchaus verschiedenen Seiten hat sich Novalis' Lyrik ausgelebt, nachdem sie einmal die eigenen Töne gefunden hatte. Es ist bezeichnend, daß sich in seinen Gedichten Wortbildungen mit „Wunder" immer wiederholen. Dem Wunder der Erscheinung trat er als ahnender, deutender Mystiker gegenüber; er nahm es aber auch andachtsvoll, gläubig hin wie ein frommes Kind. Fantasie und Gemüt wurden in ihm gleichmäßig und in scheinbarer Emancipation von einander dichterisch produktiv. Freilich, auch seine Ahnungskraft hatte sich seltsam mit Gemüt durchdrungen, und

manchmal möchte man von ihm sagen: er ahnte mit dem Gemüt.

Aus den Schmerzensstimmungen um den Verlust seiner Sophie sind Novalis' „Hymnen an die Nacht" geboren. „Die Sehnsucht ihm zu lindern, begeistert ihn die Nacht." Wie er sich selbst in dem Tagebuch zeichnete, so steht er auch hier wiederum an ihrem Grabe, und wiederum bläst er es wie Staub vor sich hin. „Zur Staubwolke wurde der Hügel, und durch die Wolke sah ich die verklärten Züge der Geliebten."

In freien Rhythmen, an einer Stelle nur durch Prosa, an wenigen durch gereimte Strophen unterbrochen, fluten diese „Hymnen an die Nacht" dahin. Sie sind das mystische Hohelied der Nacht. Neben dem inneren Erlebnis mag leise anregend und zu Gestaltung lockend das Vorbild von Youngs „Nachtgedanken", die Novalis kurz nach Sophiens Tode las, hinzugetreten sein. Mit Friedrich Schlegel fand er auch hier in Stimmungsgleichheit sich zusammen. Und — „die Nacht ist der innere Tag", heißt es auch bei Ritter.

Weich, liebkosend, sänftigend senkt sich in diesen Hymnen die Nacht hernieder. Wie Lenau später sein: „Weil' auf mir du dunkles Auge" gedichtet hat. Trostreich kommt die Nacht zu dem müden Kinde des Lichts, und was der Tag geraubt, bringt sie in selig ahnenden Besitz zurück. Und in die mystische Nacht wandelt sich Novalis die sanfte Tagesschwester. Und das Ahnen wird Wirklichkeit, und eine wehe Erinnerung Seligkeit. Und die tote Geliebte kehrt wieder, und der Altar der Nacht wird zu weichem Lager, und die Hüllen

sinken. So schlüpft unter dem Mantel der Nacht die Braut von Korinth zu ihrem Geliebten.

Eine seltsame und doch echt mystische Hochzeit gehen Wollust und Todesvorstellung ein. Der Stachel des Todes wird ins Herz gedrückt, es folgt ein süß wollüstiges Verbluten. Die Angst wird Wonne und der Schmerz Entzücken. Und die Toten nehmen an dieser Wollust der Lebenden teil. Das sind die Seligkeiten der Nacht, ihnen gegenüber scheint das Tageslicht fahl, es verarmt der geschäftige Tag. „Welchen Genuß bietet dein Leben, die aufwögen des Todes Entzückungen?"

Es entfaltet die Nacht die schweren Flügel des Gemüts, und sie öffnet dem Menschen Augen, die weiter sehn als die des Tages. Was sehen sie? Der urewige Kampf der Nacht, der alten, mit dem jungen Licht wird Ahnungsoffenbarung. Ein orphischer Gesang setzt ein vom Urbeginn und Werden aller Dinge. Im Anfang war die Nacht. Und in diesen Kampf tritt der Mensch ein, er, der zur Bildung der Erde Berufene. Und das orphische Gedicht wird zu einem weltgeschichtlichen. Im Anfang der Weltgeschichte war das Licht. Und im bewußten Anklang an die „Götter Griechenlands" singt die Hymne das lichtfrohe Leben im alten Hellas, fröhlicher Götter und fröhlicher Menschen sonnige Feste. Aber es tritt ein Gast in diese Feste — der Tod. Er schreckt, vernichtet alles, und sein Geheimnis bleibt verschlossen. Nur ein holder Selbstbetrug war es, oder eine vorahnende Sehnsucht, wenn die Menschheit sich ihn als den sanften Jüngling vorstellte, der das Licht still löschte. Der Vernichter, der Freudentilger war er in Wahrheit.

Und die Hymne singt die neue Offenbarung, die aus dem Schoß der Nacht sich selbst gebiert. Jesus ist erstanden. In ihm erkennt der Sänger aus Hellas das Bild des Todes wieder, das die Sehnsucht und die Dichtung geschaffen hatte. Er ist der neue Tod. Mit dem alten Tod hat er zu kämpfen; sterbend besiegt er ihn. Die Seligkeit des Todes offenbart sich in ihm. Der Tod wird Eingang zu ewgem Leben; er wird des Lebens Zweck und Verklärung zugleich. Er führt zu Gottes Seligkeit. Und in das Lied von der Sehnsucht nach dem Tode, dem Heimweh nach der wahren Heimat, klingt die Dichtung aus.

Aus den Schmerzensstimmungen um den Verlust seiner Sophie sind Novalis' „Hymnen an die Nacht" entstanden. In jeder Zeile offenbart sich das. Und Zeuge ist des auch die Tiefe des religiösen Empfindens, das Sophiens Tod ihm erneuert oder das er wahrscheinlich erst durch ihren Tod gefunden hatte. Nicht aber sind diese Hymnen unmittelbar nach ihrem Hinscheiden gestaltet. Er spricht von der Vision an ihrem Grabe: „Das war der erste Traum in dir", heißt es da. Und weiter heißt es: „er zog vorüber, aber sein Abglanz blieb, der ewige, unerschütterliche Glauben an den Nachthimmel und seine Sonne, die Geliebte". Man fühlt es, Jahre sind seit dieser Grabesvision entschwunden. Auch der Entschluß, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, ist abgethan. „Gern will ich die fleißigen Hände rühren, überall umschaun, wo du mich brauchst". In der Wiederkehr der Erinnerung wird auch bei Novalis die Stimmung gestaltungskräftiger als in dem Augenblick ihrer drückenden Gegenwart gewesen sein. Wahrscheinlich erst gegen

Ende des Jahres 1799, sicherlich nicht vor 98 — das kann man wohl mit Bestimmtheit sagen, hat Novalis seinen „Hymnen an die Nacht" die endgiltige Fassung gegeben. Im Januar 1800 kündigte er das „lange Gedicht" seinen Freunden, den Schlegel an. Die ganze Beschaffenheit des Manuskripts weist auf eine erste und flüssige Niederschrift. Der Verbesserungen sind wenige.

Und seine gesamte Lyrik, sein gesamtes Werk hat Novalis mit dem Hinscheiden seiner Sophie in Zusammenhang gesetzt. Das war das rührend Seltsame dieses Herzensbundes: was die Lebende ihm sicherlich schuldig geblieben wäre, das konnte ihm die Tote sein. „Du hast in mir den edeln Trieb erregt, tief ins Gemüt der weiten Welt zu schauen." Was aber von den Hymnen gilt, gilt fast von seiner gesamten Lyrik. Sie ist nicht gleichzeitig mit den Stimmungen, aus denen sie geboren wurde, entstanden. Die Stimmung mußte erst untertauchen, in das Gemüt versenkt tief schlummern, um triebkräftig aufzuerstehn. In den letzten Jahren seines Lebens dann brach der Frühling allgewaltig aus, Lied folgte auf Lied. Und das eben gab ihr diese sanften Töne: wie sie eine Lyrik der Sehnsucht ist, so ist sie Erinnerung- nicht Augenblickgeboren.

Mystische Fäden spinnen sich von den „Hymnen an die Nacht", dem Hohenlied des Todes, zu dem Gesang der Toten im „Ofterdingen", „Lobt doch unsre stillen Feste." Novalis hat in diesem Gesang die stärkste, eigenartigste Gabe seiner mystischen Lyrik gegeben. Diese Toten sind die wahrhaft Lebenden. Leise sind

sie bei allen Freuden der Menschen geschäftig, der Wesen Wesenheit ist ihnen erschlossen. Eine geheimnisvolle Wollust löst der Kampf der Elemente in ihnen aus. Im Einssein mit dem All durchbebt sie das Zeugungs- und Geburtsringen der Natur. Und sie hüten verborgene Schätze, und sie zehren vom großen, unendlichen Schatz der Erinnerung. In ihr finden sie die seelenlösende Wehmut, die sie wie eine Flut tief in Gott hineinträgt. — Wieder findet sich Novalis in dem Gedanken einer tiefen Trauer, als Wesensbestimmung des Göttlichen, mit Friedrich Schlegel zusammen. „Halte dich also an die Trägheit", schrieb der einmal an Schleiermacher, „zu der ich mich einmal bekannt gegen Wilhelm, und die du ergriffen hast. Eigentlich war es auch nur ein Wort, ein falscher Name, und ich hätte statt dessen ehrlich sagen sollen Traurigkeit". Ein Stimmungsgeheimnis der Romantik erschließt sich hier.

Und wieder wie in den „Hymnen an die Nacht" zieht Novalis christliche Religionsvorstellungen in seiner „Abendmahlshymne" und dem Jesulied „Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt?" in die Dämmerkreise seiner Mystik. Pantheistisch, doch gefühlverletzend, wandelt sich in der Hymne Christi Leib und Blut in Elemente des Universums, und eine „heißere Wollust" des Alldurchdringens saugt aus ihnen Nahrung. Und in dem einen Jesuliede, das von den andern so sehr unterschieden, kommt der gleiche pantheistische Gedanke, wenn auch minder verletzend, zum Ausdruck. Eine „Ausgießung" Christi gilt es: sein Wesen soll die Erde, Wasser und Feuer durchdringen; er ist das All,

die Sonne, der Stern; aus den Blumen blickt er, und das Auge, das ihn sieht, ist ein Teil seines Selbst. Und seine „heiße" Liebe ist allgegenwärtig.

Eine seltsame Duplicität in Novalis' Wesen! Auch in das Frühlingslied „Es färbte sich die Wiese grün" spielt seine Mystik hinein: Der Gedanke, der in den Fragmenten immer wiederkehrt, von der Wandlung der Naturreiche in einander, das Pflanzenwerden des Steins, das Tierwerden der Pflanze — ein Gedanke, den die moderne Wissenschaft in sehr andrer Geltung übernommen hat — taucht darin spielend auf. Und kecklich parodiert Novalis selbst diese seine Lieblingsvorstellung: Es ist Frühling geworden, ein freundlich Mädchen kommt gegangen, — die Menschen sollen Götter werden! Ist es nicht, als löste sich die eine Wesenheit in ihm von der andern ab, um lächelnd auf diese andre, fremde hinabzublicken?

Eine seltsame Duplicität in Novalis' Wesen. Dem Jüngling, den es in Unrast trieb, das Schmerzgefühl künstlich in sich zu steigern, der von Sehnsucht zu Sehnsucht irrte, in Selbstzersetzung sich bespiegelte, dem ungestümen und fantastischen Ahner — ihm war es auch gegeben, in andachtsvollem Gebet die Hände still zu falten, wie ein frommes Kind, und gläubig schlicht zu sprechen: Abba, lieber Vater im Himmel.

Wie Kindergebete aus reinem Herzen sind Novalis' geistliche Gedichte. Ganz schlicht, ganz einfach, ganz Gemüt. Eine Kraft geht von ihnen aus, in der noch heute die Herzen weich und kindlich werden. Sie sind das Beste, was er geschaffen. Sie sind ein Bestes deutscher Lyrik überhaupt.

Dem treuen Schleiermacher schrieb Friedrich Schlegel am 15. November 1799: „Auch christliche Lieder hat er uns gelesen; die sind nun das Göttlichste, was er je gemacht. Die Poesie darin hat mit nichts Aehnlichkeit als mit den innigsten und tiefsten unter Goethens früheren kleinen Gedichten." Dasselbe sagen wir noch heute.

Fast alle diese geistlichen Gedichte sind Jesulieder. Und das ist nur natürlich. Das sinnlich Greifbare, Gestaltbare steht aller Dichtung näher als Uebersinnliches.

Und als ein innerliches Erlebnis tritt Jesus in diese Dichtung ein: Ein Kranken im Stillen, ein Fortverlangen, und dann:

Ward mir plötzlich, wie von oben,
Weg des Grabes Stein gehoben
Und mein Innres aufgethan.

Und als Offenbarung dieses erschloßnen Seelenlebens: Jesus.

Und wiederum: Ganz aus dem romantischen Empfinden der Zeit heraus verliert sich die Sehnsucht krankhaft in ein Suchen der Vergangenheit. In öder Dürre breitet sich die Zukunft, breitet die Gegenwart sich aus. Als Erfüller dieser Sehnsucht: Jesus.

Sehnsuchtgeboren ist auch die geistliche Lyrik des Novalis. Aber diese Gedichte verlieren sich nicht mehr in nebelhaftes Tasten; schlicht und innig giebt sich die Liebe zu Jesus, die in ihm den Seelenfreund gefunden.

Und nicht nur den Freund der Seele; den Freund auch des ganzen Menschen. Es ist ein stark ausge-

prägter sinnlicher, im guten Sinne, sinnlicher Zug in dieser Liebe. „Greife dreist nach seinen Händen" — „schmieget sich kindlich an dein Knie" — „und kannst getrost in jeder Lage ihn zärtlich in die Arme ziehn." Und dieses körperliche Empfinden in der Jesuliebe weist gebieterisch auf die Empfindensverwandtschaft mit dem Herrnhutertum. Und blättre ich in einem alten Gesangbuch der Herrnhutischen Gemeinde, das Novalis selbst in die Hand gekommen sein mag, so überraschen die gemeinsamen Züge. An einer Stelle singt da ein kleines Lied:

Ach, wem er seinen Kuß gegeben,
Und Frieden Gottes in sein Herz,
Der kann nicht ohne ihn mehr leben;
Man sucht und findt ihn allerwärts.
Und hat und fühlt den Menschenfreund
Wo man's bedarf und um ihn weint.

Ich sage, die ganze Empfindungsweise ist überraschend der des Novalis gleich. Und wenn es weiter heißt:

O wüßten das doch alle Leute,
Die er mit seinem Blut erkauft,
Wie schad es ist, daß nicht noch heute
Ihm alles in die Arme lauft.
Und wie so gut es jedermann
Bei dir, mein Heiland, haben kann.

so klingt das leise an eine Strophe des Novalis an:

Wenn sie seine Liebe wüßten,
Alle Menschen würden Christen,
Ließen alles andre stehn;
Liebten alle nur den Einen,
Würden alle mit mir weinen
Und in bitterm Weh vergehn.

Der Herrnhutischen Lyrik verwandt, sind Novalis' geistliche Gedichte von der großen evangelischen Lyrik des 16. und 17. Jahrhunderts wesentlich, und zwar gerade in ihrer Empfindungsweise unterschieden. Im Mecklenburgischen Gesangbuch ist das innigste der Jesulieder „Wenn alle untreu werden, so bleib ich dir doch treu" vielfach und vielsagend verändert. Gleich der Anfang lautet da: „Wenn alle untreu werden, gieb, daß ich bleibe treu." Und das ist bezeichnend; noch heute, und nicht ganz mit Unrecht, nimmt die streng lutherische Orthodoxie an der Selbstherrlichkeit dieses persönlichen Wollens, das aus Novalis' geistlichen Liedern immer wieder spricht, an diesem Sich-in-Gegensatz-Setzen aus eigner Kraft zu der stumpfen, dumpfen Menge Anstoß. Aber gerade dieses persönliche, selbstfrohe Wollen findet sich auch bei den Herrnhutern, vor allen bei Zinzendorf, den Novalis lieb hatte und den er immer wieder las. Und doch, auch zwischen Zinzendorf und Novalis ergiebt sich noch ein Unterschied der Empfindungsweise. Es ist nicht leicht, ihn anzudeuten. Treu dem biblischen Bilde, das Jesus auf sich selbst angewandt hatte: er, der Bräutigam, dessen die Bräute harren — kehrt in Zinzendorfs Gedichten der Gedanke immer wieder, wie die Seele nach dem Bräutigam sehnend, liebeverlangend ausschaut. Und in das liebende Weib wandelt sich in seinem Empfinden der Dichter selbst, — wie aller Herrnhutischen Lyrik ein weiblicher Zug eigen; der Kindesmuttergeist, wie Novalis es spottend nannte. Dasselbe Verhältnis, dasselbe Liebesverlangen bei Novalis: Aber gleichsam ausgetauscht die Rollen, — Jesus ist die Braut geworden. So heißt es in den

„Hymnen an die Nacht": „Hinunter zu der süßen Braut, zu Jesus, dem Geliebten" und in dem geistlichen Liede: „Wirst du nur das ganze Herz ihm zeigen, bleibt er, wie ein treues Weib, dir eigen", und in den Fragmenten: „Gott als Arzt, als Geistlicher, als Frau, Freund". Es ist ein Gran weniger Demut, ein Gran mehr Sinnlichkeit in Novalis' Empfindungsweise.

Nicht aber hatte sich Novalis in seinem Empfinden damit von dem der Christenheit losgelöst. Der Dichter, der diese Gedichte schrieb, war, zum mindesten in solchen Stunden der Selbsteinkehr, ganz Christ. Das allgemeine christliche Gefühlsleben selbst hatte mit dem Ausgang des 18. und dem Beginn des 19. Jahrhunderts wiederum eine Wandlung untergangen, eine jener vielen Wandlungen.

Offenbarungen eines reinen Gemüts sind diese Lieder. Nichts ist in ihnen nur gesagt, empfunden ist alles. Wärmend, innig, diese Sprache des Gemüts, eine Sprache von Herz zu Herzen. Nicht gesucht die Wörter, die nächstliegenden gewählt. Ganz schlicht die Ausdrucksweise: „treu", „still", „sanft", „mild" die Beiwörter, die Wesensbestimmend am liebsten gesetzt sind. Aus treuherzigen Kinderaugen blickt hier das „Wunder". Einfach der Strophenbau, einfach der Satzbau; treuer, alter deutscher Art nachempfunden. Jedem Kind auch verständlich. Lieder, in denen wahrhaft die dichterische Kraft der Evangelien lebt.

Und diesen Jesuliedern die Marienlieder durchaus ebenbürtig. Aus demselben Lieben sind sie geboren.

Ein eigner Zufall will es, daß an ein Jesulied des Grafen Zinzendorf:

„Wer dich im Bilde
So rein und milde
Hätt' abgemalet
Und abgestrahlet,
Wie du auf Erden
Warst an Geberden,
Der bliebe stehen
Wollt nichts mehr sehen."

inhaltlich leise das Marienlied des Novalis anklingt:

„Ich sehe dich in tausend Bildern
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich schildern
Wie meine Seele dich erblickt."

— Es ist der gleiche Liebesgedanke, — es ist auch die gleiche Liebe, die aus Novalis' Marienliedern wie aus seinen Jesuliedern spricht. Und das soll man dem Protestanten Novalis, der wahrlich über allem Konfessionshader stand, nicht verargen. Denn alle christliche Lyrik mag, sofern nicht eine überängstliche Scheu sie bindet, die reine Gottesmagd neben Jesus suchen. Und da Novalis in seiner geistlichen Lyrik sich nicht verweiblichte, da seine Vorstellung auch in Jesus die Geliebte seiner Seele suchte — ist es da verwunderlich, daß die Weibgestaltung religiösen Empfindens, Maria, seinem Lieben werbend sich darbot? Bedarf es wirklich der „Entschuldigung", daß diese Lieder vielleicht für den „Osterdingen" bestimmt gewesen?

Was Wackenroder gesucht, was Tieck fingerfertig zu können geglaubt hatte, was ein Sehnsuchtsziel aller Romantik geblieben: den schlichten, innigen Ton der

alten Meister wieder zu finden, kindlich die Sprache des Gemüts zu reden, — in Novalis' Jesu- und Marienliedern ist es Ereignis geworden. Und in einen Teil der „vermischten Gedichte" und der Lieder aus dem „Ofterdingen" hat Novalis diese treusinnige Weise hinüberzuretten gewußt. „Ein Herz voll Einklang" giebt sich darin.

Das gilt vor andern von den beiden Kreuzzugliedern, dem Lied des Sängers, dem Weinlied, dem ersten Bergmannslied, und „Gern verweil' ich noch im Thale". Liest man in den Kreuzzugliedern von „der Heiden Grimm" des „Christengottes Schreckenshand", dem „rauhen Heer", so fühlt man sich ganz an treuherzigen alten Chronikenstil gemahnt. Mit ähnlicher Wirkungskraft hatte Novalis im geistlichen Liede den Ausdruck aus gewöhnlichster Alltagssprache verwandt: „Wie himmlisch gut er uns gewesen".

In einem Teil dieser weltlichen Gedichte des Novalis lebt das Märchen in Kinderweise auf; Märchengedichte sind es. So in dem Lied von der Schlangenkönigin („Der Himmel war umzogen") und mit leisen Zügen in Klingsohrs Weinlied. Mit zarter Umbildungskraft ist in diesem Weinlied Wachsen und Gährungsprozeß des Weins in Märchenbildern gemalt, vertraut anmutend und doch von des Novalis ganz persönlichem Naturerfassen zeugend. Das ist das Eigenartige an all diesen Gedichten: mit andachtsvoller Liebe ist alles gesehen. Nicht über Kreuzfahrern und Sarazenen nur läßt Novalis diese Liebe in gleicher Weise walten, jedes Naturwesen, Mensch wie Stein, ist so erfaßt. Es ist etwas Gläubiges auch in des Novalis weltlichen Gedichten.

In einem andern Teil dieſer Gedichte ſpielt das Märchen in die Myſtik hinüber. Symboliſch, geheimnisvolles Verdichten, wie in dem Liede vom König Gold: „Ich kenne wo ein feſtes Schloß." Das Rätſelhafte abſichtlich rätſelhaft gegeben. In der Unterſchiedenheit dieſer myſtiſchen und jener naiven Märchendichtung ſpiegelt ſich wiederum die Duplicität in des Novalis Weſen. Damit ſchließt ſich der Ring.

Wie verſchiedne Aeußerungen aber Novalis ſeinem lyriſchen Empfinden ſuchte, in einem kommt all ſeine Lyrik überein: ſie trägt ganz Innerlichkeitsgepräge. Man könnte ſie mit einem Bilde, das er liebte, einem Rubin vergleichen: Aus deſſen Innern glänzt ein ſanftes Leuchten.

VIII.

Im Dezember 1797 war Novalis in Freiberg, dem sächsischen Städtchen mit dem geschäftigen Bergwerkstreiben, das inmitten kahler Höhen und toter Halden liegt, eingekehrt, sich die notwendigen fachmännischen Kenntnisse für die Salinenlaufbahn anzueignen. Im Hause des Bergrats von Charpentier — wenige Jahre zuvor hatte er noch schlicht Charpentier geheißen — war er freundschaftlich aufgenommen worden. Geselligkeit suchend, deren er zur Produktion, zu jeglicher Gedankenentwicklung, wie er wiederholt bekannt hat, bedurfte, hatte er diesen Verkehr angeknüpft. Und das Charpentiersche Haus, in weiteren Kreisen schon der reichhaltigen Bibliothek des Hausherrn halber gerühmt, war ein Sammelpunkt für alle Fremden, zumal alle Ausländer, die nach Freiberg kamen; gern und fließend sprach man dort die fremden Sprachen. Und Novalis sollten bald festere Bande an diese Familie knüpfen. Das Charpentiersche Haus aber war der Sitz des versteckten, zuweilen auch offenkundigen Antagonismus gegen den Mann, der auf Novalis großen und fördernden Einfluß gewinnen sollte: Werner.

Werner wurde der Mystagog, der Novalis einführte in die Geheimnisse der Natur.

Werner, der berühmte Mineralog, Mitglied des Oberbergamts wie Charpentier, war eine reiche und liebenswürdige Persönlichkeit. Er war Junggeselle, dabei ein überängstlicher Herr und — Sammler. Er hatte die rechte Sammler-Leidenschaft und Andacht für die verschiedenartigsten Dinge, für seltene Bücher, vor allem aber für Fossilien — worunter nach seiner, auch für Novalis giltigen Definition alle die selbständigen, mechanisch einfachen, chemisch zusammengesetzten, unbelebten natürlichen Körper zu verstehen sind, die miteinander den festen Erdkörper ausmachen und in oder unter dessen Oberfläche gefunden werden. Werners Mineraliensammlung war wohl die reichhaltigste im damaligen Deutschland. Und diese Sammlerneigung wurzelte bei ihm in dem ganz romantischen Zug der Liebe zu allem Seltenen, Unmodernen, Altüberkommenen. Er schwärmte für alte Möbel, und die Haartracht seiner Jugend hat er zeitlebens beibehalten. Der Mann hatte Eigenart. Und mit der Eigenart besaß er das rechte Herz zum Lehrer, zum Erzieher.

Wieder hatte sich damals der Streit zwischen Neptunisten und Plutonisten erneut. Die Frage nach der Herkunft des Basalts war an der Tagesordnung. Durch eine Scheinentdeckung verführt und bestärkt in früheren Ansichten, stellte Werner sich in dieser Frage ganz scharf und sehr entschieden auf Seite der Neptunisten. Und diesen neptunistischen Standpunkt übertrug er auf die gesamte Geognosie. Die Gebirge waren ihm Wasserablagerungen, der Ocean der große

Bildner der Erdoberfläche. Seine Theorie der „Gänge" ist neptunistisch. In alledem hat die fortschreitende Wissenschaft Werner nicht recht gegeben. Doch stand er in dem wissenschaftlichen Streit des Tages seinen Mann, und als der Besten einer.

Und Werner war Systematiker, er hat ein oryktognostisches System geschaffen, und darin wurzelt seine Bedeutung. Auch diese seine Systematik der Mineralogie ist heut veraltet; für seine Zeit war sie eine That. Und es war eine That aus dem Zeitempfinden heraus. Durchaus auf die äußeren, sinnlichen Merkmale der Fossilien, nicht auf ihre mathematischen, kaum auf ihre chemischen Eigenschaften gründete er sein System. Aber er besaß eine wundersame, seltne Schärfe der Sinne, aus dem Aeußern der Minerale ihre inneren, verborgenen Eigenschaften zu erkunden, und der geborne Lehrer, suchte er die seinen Schülern anzuerziehen. Sie sollten alle sammeln wie er, sie sollten alle ganz mit den Mineralien und für sie leben. Und Goethe, der Werner freundschaftlich in seinem Hause aufgenommen und sich stundenlang allein mit ihm unterhalten, mag ein Richtiges getroffen haben, wenn er sagte: „Werners Oryktognosie ist mehr eine Kunst als eine Wissenschaft; wird von ihm mehr nach einem feinen Takt geübt, als durch Belehrung auf andere übergetragen".

Der Mann in seiner Eigenart, in seinen Vorzügen und mehr vielleicht in seinen Mängeln war wie geschaffen, Einfluß auf Novalis zu gewinnen. Der Künstler in Novalis fand in ihm den Künstler. Indem Werner die Sinne seiner Schüler für das Natur-

studium schärfen wollte, appellierte er stark an ihre Fantasie. Und mit der Fantasie hat Novalis das gesamte Naturwissen, das sich ihm bot, ergriffen. Auch das ein Zug der Zeit. Liebe und Andacht wollte Werner wecken: er wandte sich damit an ein Eigenstes der Natur des Novalis. Man begreift demnach, was es zu bedeuten hatte, wenn Novalis, Goethes Urteil wiederholend und eigenartig umgestaltend, Werner einen Goethe im Beobachten nannte.

Es ist wohl kein Zweifel: der Meister in den „Lehrlingen zu Sais" ist Werner, der stille, selbstsichere Mann, der die Jünglinge lehrt. Und der Schüler, der wenig geschickt ist, wie die andern seltsame Naturgebilde zu finden, der nur in stillem Sinnen gläubig bei dem Meister weilt, es ist Novalis selbst. Und für sein gesamtes Naturempfinden und Naturerkennen hat Novalis auch selbst das letzte Wort gefunden: „Mich führt alles in mich selbst zurück".

Es war die Zeit der Romantik, auch für die Naturwissenschaften. Gleichsam ihr Jünglingsalter, in dem Fantasie und Gemüt ganz anders mitzusprechen hatten, als uns es heute möglich scheint. Der Dilettantismus machte in weitem Umfang seine Rechte geltend. Und eben war durch zwei weittragende Entdeckungen das allgemeine Interesse für die Naturwissenschaften geworben worden. Im Jahre 1774 hatte Priestley den Sauerstoff entdeckt, 1789 Galvani in dem Froschschenkelexperiment die Berührungselektricität, den „Galvanismus" zufällig gefunden. Jede dieser Entdeckungen schien den Zeitgenossen eine Wünschelrute, all die geheimen und verschloßnen Tiefen

der Natur zu öffnen. Jede fand in des Novalis nahem Freundeskreise einen Adepten, der kraft ihrer die Welträtsel lösen zu können meinte. Wie verschiedne Wege sie gingen, fast alle diese Wege führten — nach Sais.

Man könnte Schelling in seiner zweiten Entwicklungsphase, in seiner Naturphilosophie den Sauerstoffapostel nennen. Der Sauerstoff war ihm der gefundene Stein der Weisen. Man kann beinah sagen, alles Unerklärbare wurde ihm in einer Sauerstoffwirkung erklärbar. Aber nicht das ist das Eigenartige seiner Naturphilosophie. Bedeutungsvoll oder doch tief charakteristisch für seine Zeit ist die Statuierung eines allgemeinen Dualismus als Prinzip aller Naturerklärung. Ausgehend von Attraktion und Repulsion als Urphänomenen allen Naturwirkens, hatte Schelling diesen Dualismus gefunden. Aus ihm erschloß er die absolute Einheit aller Natur. Dasselbe Absolute erscheint wie in der Materie im Geist. Als erloschner Geist galt ihm die Materie, von Körperwelt zu Intellektualwelt zog sich ihm einend ein „Band". „Die Natur ist der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur": darin gipfelt seine Naturphilosophie.

Von Fichte war Schelling ganz wie Novalis ausgegangen. Auch da er sich von Fichte löste und zur Naturphilosophie den Uebergang suchte, blieb er — wie Novalis Zeit seines Lebens — in Fichtes Denkformen befangen. Liebevoll hatte Fichte von ihm geurteilt: „unser Geist ist eins; wenn mein Gang systematischer ist, so ist der seine um so genialer". Und im Dezember 1797 hatte sich Novalis mit Schelling

in Freundschaft zusammen gefunden. „Wir haben einige köstliche Stunden symphilosophiert" schrieb Novalis begeistert an A. W. Schlegel. Ein Briefwechsel wurde angeknüpft. Nicht aber scheint recht eigentlich die Philosophie das vermittelnde Interesse zwischen beiden gewesen zu sein, sondern vielmehr — Goethe. Es war ein Goethescher Zug in Schellings Wesen, von allen Romantikern war er auch der einzige, an den Goethe etwas Herz verschwendete, der einzige, der als Mensch zum Menschen ihm sprechen durfte. Aber kurz nur währte Schellings Freundschaft mit Novalis, und gering war der Einfluß vom einen zum andern. Die christlichen Tendenzen der Freunde, zumal des Novalis Aufsatz „die Christenheit oder Europa", parodierte Schelling in seinem „Heinz Widerporst". Die bedeutsamste der naturphilosophischen Schriften Schellings, seine „Weltseele", zieh Novalis der Unreife. „In der Schellingschen Naturphilosophie wird ein beschränkter Begriff der Natur und der Philosophie vorausgesetzt." So ähnlich ihre Bestrebungen und die Art ihrer Spekulation waren — sie wirkten gerade deshalb vielleicht so wenig aufeinander. Die Beziehungen vom einen zum andern verschlechterten sich zusehends. Und Friedrich Schlegel trat in seinem Urteil wie immer auf Novalis' Seite; von der „Weltseele" sagte er: „ich fürchte die Schwindsucht nicht bloß, ich sehe sie schon kommen." Und es ist ein trauriger Abschluß einstigen Sympathisierens, wenn Caroline, zu einer Zeit, da man ihr einen Zunamen nicht zu geben weiß, kurz vor Novalis' Tode, an Schelling schrieb: „ich kann mir wohl vorstellen, daß dir Hardenberg nicht wohl will; du hast

ihm deine Abneigung auch deutlich genug gezeigt." Auf ihre gemeinsame Naturphilosophie aber angesehen, denn von Gemeinsamkeit kann und muß man reden, mutet das kühle, absprechende Urteil, das einer vom andern fällte, ein wenig an, wie das Lächeln, mit dem sich die Auguren begegneten.

Mit der Wünschelrute des Galvanismus nahte Ritter, der Physiker, dem geheimen Thronsitz der Natur. Ihm war es gegeben, auf Novalis tief und nachhaltig zu wirken. Beide trug sie die gleiche Stimmung einer spekulationssüchtigen Zeit, nahe seelische Verwandtschaft einte sie beide.

Schon in dem Aufsatz über Galvanismus, der Ritters gesammelten Aufsätzen mit Recht an die Spitze gestellt ist, giebt sich die ganze Eigenart des Mannes. Von exakten Versuchen über die Berührungselektricität im Anschluß an Galvani, Humboldt und Volta geht er aus. Dann „drängt sich ihm plötzlich der Gedanke auf": „Wie? Ist Lebensprozeß beständiger Galvanismus unzähliger mit und durch einander verbundener Ketten? Ist Leben und Organisation das Produkt desselben?" Und so geht es fort in ahnenden Fragen bis zu der „Schlußfolgerung": der Galvanismus ist das Lebensprinzip. Auch Ritter ist ein ahnender Physiker. Auch er gewann wie Schelling die Ueberzeugung, daß Licht gleich Wärme sei. Auch ihm war alle Natur die große Einheit. Und was Dorothea Veit von ihm als Menschen gesagt hat — „er ist, wie der erste Brief in der Lucinde, Schelmerei und Andacht und Essen und Gebet, alles durcheinander," das gilt in gleichem Maße von ihm in seiner wissenschaftlichen Bethätigung.

Der physikalische Nachlaß des Novalis wurde nach seinem Tode Ritter übergeben. Ritter nun hat — das geht aus zwei ungedruckten Briefen an Karl von Hardenberg, deren einen Ritter selbst, deren andren einer seiner Schüler geschrieben hat, mit Gewißheit hervor — diese Nachlaßschriften in seinem Buch „Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers" mit eignem Material und eignen Einfällen verschmolzen. Ganz im Geschmack der Zeit, doch nicht sonderlich geschmackvoll, machte er seinen jungen Physiker zu einem Freunde des Novalis. Die Aufgabe nun, aus diesen Fragmenten herauszuscheiden, was Novalis zu eigen gehört, vermag ich nicht zu lösen; diese Frage wird mit Sicherheit wohl auch nie zu beantworten sein. Doch mag man kaum irren, schreibt man das Prosafragment aus den Nachtgedanken, das die Vorrede mitteilt, Novalis zu. Vielleicht kristallisierten sich aus solchen mannigfachen Stimmungsskizzierungen seine „Hymnen an die Nacht".

Schwer fällt es, wissenschaftlich diese Fragmente des jungen Physikers in ihrer Gesamtheit zu charakterisieren. Leichter bestimmbar, wohl auch belangvoller, scheint mir das psychologische Moment. Und man kann sagen: in diesen Fragmenten ist der Vergleich selbstherrlich geworden. Er führt ein Leben ganz für sich. Fast jeder Gedanke wird zum Vergleich. Und wiederum wird jeder Vergleich zu einem Gedanken, der auf wissenschaftliche Geltung Anspruch erhebt. Die Natur ist ein Organismus: sind die Metalle Knochen einer alten Welt? — „Licht ist äußere Anschauung der Schwere, Liebe innere." — „Was beim Tiere Gestalt und beim Menschen

Schönheit ist, ist beim Metall der Glanz." — „Wie das Auge auf das Licht, so bezieht sich das Ohr auf die Schwere." — „Das chemische Spektrum findet sich im Farbenspektrum der Menschheit wieder." Die alte Farbensymbolik wird wach, aber hier beansprucht sie wissenschaftliche Geltung und Deutungskraft: Blau ist die Farbe des Leidenden, Rot ist die Farbe des Thätigen. Aber Blau ist auch die Farbe der Eifersucht, Rot die Farbe der Liebe. Im Rot verlieren wir uns, vom Blau finden wir uns abgestoßen. So wird das menschliche Leben zu einer Farbensymphonie, und diese Symphonie tritt ein in das große Farbenkonzert der Natur. Ist der Vergleich das eigentliche Ausdrucksmittel der Fantasie, so ist diese gesamte Physik das Werk einer schwärmenden Einbildungskraft. Kaum je, daß der prüfende Verstand ein Wort hinein zu reden findet. Es ist die Physik der Ahnungskraft. Nicht nur, daß alle Naturwirkungen und -kräfte zu Symbolen werden, man kann sagen, nur als Symbole haben sie Geltung. Nicht nur wird die Wirklichkeit symbolisiert, vielmehr: eine selbstgeschaffene Symbolistik wird zu Wirklichkeit erhoben, oder auch — herabgesetzt.

Es ist charakteristisch für diese Physik, daß mehrfach Wege ein Perpetuum mobile zu konstruieren, gesucht und angedeutet werden. Der Magnetismus gilt für das organische Band des Erdkörpers, folglich, muß er im Tierkörper notwendig sich wiederfinden. Wie bei Schelling wird der Beweis einer absoluten Polarität in der Natur wenn nicht erbracht, so doch gefordert. Und ganz dynamisch wiederum wie bei Schelling ist die Naturerklärung: „Die Natur ist ein Handeln, und nur insofern ist sie Natur."

Wie ein zum Teil leeres Spiel der Fantasie muten diese physikalischen Fragmente heute an. Nicht ohne Flachheit giebt sich dieser Tiefsinn. Und doch liegt dem Spiel ein tiefer Sinn, eine tiefe, erlösende Ueberzeugung zu Grunde: die von der Einheit aller Natur. Es ist ein Pantheismus, in dem die Seele Frieden findet. Darum eben kann der Vergleich zu Recht bestehen, weil alles Glieder eines Organismus sind. Weil die innere Einheit da ist, mag man nach äußerlicher Uebereinstimmung wohl suchen. Und darum dehnt sich diese Physik über alle Grenzen, die ihr als Wissenschaft sonst gesteckt sind, aus, darum begreift sie alles, muß sie alles in sich begreifen. Und diese All-Einheit ist der Traum jener Zeit, der naturdeutende Traum ist's der Romantik. Was Novalis, durch Werner angeregt, in sich fand, in Schelling und Ritter zumal konnte er es wiederfinden. Auch in Friedrich Schlegel, auch in Steffens, auch in Baader. Von Baader hat Novalis gesagt: „Seine Zauber binden wieder, was des Blödsinns Schwert geteilt." Das gilt auch von den andern allen. In dieser Generation erstand Spinoza wieder.

Die Natur-Offenbarung überkam Novalis wie ein Rausch. Hatte Sophiens Tod in seiner Seele zunächst die Kräfte geebbt, hier fanden sie Nahrung zu neuem Fluten. Ihm war, als säße er im Comité du Salut public universel. Wieder war eine neue, tiefere Sehnsucht in ihm wach geworden, richtiger, die alte Sehnsucht hatte ein neues Ziel bekommen. Aus diesem neuen Sehnsuchtssuchen entstanden — in ihren Anfängen wohl im Januar 1798, das Märchen wohl fast ein Jahr später — die

„Lehrlinge zu Sais“. Sie sind dieser Naturstimmungen hohes Lied. Es ist bezeichnend, daß sie in einer ganz rhythmischen Prosa teilweise geschrieben sind.

In den „Lehrlingen zu Sais“ giebt Novalis das tiefe, innige Märchen von Hyacinth und Rosenblüte. Wohl liebt Hyacinth seine Rosenblüte, aber es erfaßt ihn stärker das Sehnen nach Isis, der geheimnisvollen Göttin der Natur. Und er verläßt sein Liebchen und durchirrt die Welt, Isis, die Heilige, zu suchen. Und endlich nach rastlosem Wandern gelangt er an ihren Wohnsitz. Alles mutet ihn fremd und doch seltsamlich bekannt auch an. Und dann steht er vor der hohen, verschleierten Jungfrau. Er hebt den Schleier und — Rosenblütchen sinkt in seine Arme.

Nicht ist es möglich und auch nicht das Rechte, jedes Novalis'sche Märchen in allen seinen Zügen deuten zu wollen. Im Märchen überließ er sich rückhaltlos dem Schweifen seiner Fantasie; solches widerstandloses Sichhingeben an die Fantasie entsprach hier auch seinen theoretischen Ueberzeugungen. Für das Märchen aber von Hyacinth und Rosenblüte — wenn anders es einer Deutung überhaupt noch bedarf — hat er sie selbst gegeben. Wer die Natur recht versteht, der „fühlt sich in ihr, wie am Busen seiner züchtigen Braut und vertraut auch nur dieser seine erlangten Einsichten in süßen, vertraulichen Stunden.“ Die Liebe ist das „Band“, um Schellingsch zu reden, das einend alle Natur durchzieht. „Blühen nicht wirklich die schönsten Blumen um die Geliebte und freuen sich sie zu schmücken?“

In der Liebe erschließt sich die Natur dem Lieben-

den, sie wandelt sich für ihn in die Gestalt des Mädchens, dem sein Herz gehört. Aeußerlich ist das Thema dieser „Lehrlinge", soweit sie zur Ausarbeitung gekommen sind, die Differenzierung des Naturgefühls in den verschiedenen, die sie suchen; doch ist das Thema nicht vielseitig und nicht charakteristisch durchgeführt: innerlich sind diese „Lehrlinge" das Lied der Liebe zu und in der Natur. Und wie immer ist es bei Novalis die Sehnsucht, aus der die Liebe sich erschließt; man könnte sagen, diese Liebe ist eben nur die Objektivierung seiner Sehnsucht. Und es verkörpert sich, symbolisiert sich diese Sehnsucht hier in der verschleierten Jungfrau, wie im „Ofterdingen" in der Blauen Blume. „Ich wollt euch gern sagen, wohin, ich weiß selbst nicht, dahin, wo die Mutter der Dinge wohnt, die verschleierte Jungfrau. Nach der ist mein Gemüt entzündet". Und da die Sehnsucht sucht, kann Glauben nur und Andacht finden.

Wie das Himmelreich den Kindern ist, so ist auch diese Natur der Liebe nur einem kindlich reinen Herzen offen. Ein einfältiges und gottesfürchtiges Gemüt ist das wesentliche Erfordernis eines echten Naturfreundes. Und ein Kind ist es, von dem die Lehrlinge erzählen, daß es unter ihnen geweilt habe; dem hat sich die Natur erschlossen. In religiöse Vorstellungen geht Novalis' Naturphilosophie ganz über: dieser sein Naturdienst ist ein anderer Gottesdienst. In Andacht und Inbrunst ist es ein kindlich frommes Warten auf höhere Offenbarungen.

Aber auch in dieser mystischen Naturliebe giebt sich leise der sinnliche Zug, den Novalis nie verleugnet.

Die Flamme ist eine innige Umarmung, „deren süße Frucht in wollüstigen Tropfen heruntertaut.“ Die Wollust der Wasserberührung wird wie in den Fragmenten auch hier gefeiert. Wollüstig ist diese Liebe der Natur. Dabei ist ihr der große Zug zu eigen, der die gesamte romantische Naturphilosophie durchzieht: Erfassen der All-Einheit. Und schärfer tritt er in Novalis zu Tage, als bei den übrigen; schärfer und reicher. Dem Sehenden wandeln sich Sterne in Menschen, Menschen in Sterne, Steine in Tiere, Wolken in Pflanzen. „Wird nicht der Fels ein eigentümliches Du, eben wenn ich ihn anrede? Und was bin ich anders als der Strom, wenn ich wehmütig in seine Wellen hinabschaue und die Gedanken in seinem Gleiten verliere?“ Der Geist, der im Menschen waltet, waltet derselbe in der Natur; aber es bestehen auch geheimnisvolle Verbindungen zwischen ihr und den Sinnen, eine Gemeinschaft auch von Körper zu Körper. Und aus dem Gedanken dieses vollendeten Einsseins des Menschen mit der Natur, ersteht Novalis der andre Gedanke wieder, der schon in den Fragmenten Ausdruck fand: zur Bildung der Erde sind wir berufen. Freundlichere Sitten mag die Natur vom Menschen lernen. Und glaubt Novalis mit Hemsterhuis an ein goldenes Zeitalter, das im Anfang der Menschheitsgeschichte bestanden, so ist der Mensch berufen, es durch sein Wirken auf die Natur wieder herbeizuführen. Das Ziel ihrer Geschichte ist der Menschheit in die Natur gesetzt. So ist es bedeutsam, daß sich die Reisenden aufgemacht haben, das Urvolk zu suchen, dem Erinnerung an jenen goldenen Kindheitstraum der Mensch-

heit geblieben. Denn in dem Anfang wird das Ende sein. —

Sehr bewußt setzt Novalis dieser seiner mystischen Naturphilosophie gleichsam das Motto: „Das Denken ist nur ein Traum des Fühlens, ein erstorbenes Fühlen, ein blaßgraues, schwaches Leben." Friedrich Schlegel, der all das mit in sich erlebte, ironisierte, wie er sich selbst zu ironisieren liebte: „Mein Briefwechsel mit Hardenberg wird wohl sehr physikalisch werden. Ich muß doch diese Wissenschaft eben auch lernen, das kann nun bei der Gelegenheit geschehn. Hefte zur Physik habe ich schon, also werde ich wohl auch bald eine Physik haben. Soweit bin ich schon, daß ich Brown für einen rechten Spartaner halte".

Diese gesamte mystische Naturphilosophie aber findet sich, wenn nicht in ihrem Ausbau und ihrer Gestaltung, doch ihrer psychologischen Konception und Eigenart nach, in Jakob Böhme wieder.

Man würde dennoch irren, wollte man eine Abhängigkeit des Novalis von diesem Mystiker des angehenden 17. Jahrhunderts festzulegen sich bemühen. Zu spät dazu, erst im Sommer 1799, durch Tieck vermittelt, fällt des Novalis Bekanntschaft mit Jakob Böhme. Selbständig schon, und aus dem Zeitempfinden heraus, hatte er die Wege gesucht, auf denen jener träumend gewandelt war. Einen Geistesverwandten wundersamer Art durfte er dann in ihm finden, auch einen Ermutiger fortzuschreiten; von einem Wegweiser konnte füglich nicht mehr die Rede sein.

Das ist auch das für Jakob Böhme psychologisch Charakteristische: auch ihm ist der Vergleich zu einer

Denkform geworden. In Vergleichen denkt und schließt er. Auch ihm wird thatsächlich Wirkliches zu einem Symbol und das Symbol zu Wirklichkeitsdeutung und zu Wirklichkeit. Auch für ihn wohnt in Worten und Zahlen bestimmende Kraft. Er denkt in Wort- und Zahlensymbolistik, er erschließt aus ihr ein Universum. Und er geht weiter: sogar die Artikulation des Wortes ist ihm bedeutsam, Geheimnisse verkündend. „Das Wort Himmel fasset sich im Herzen und stößet bis auf die Lippen, da wird es verschlossen: und die Silbe Mel machet die Lippen wieder auf und wird mitten auf der Zunge gehalten, und fähret der Geist auf beiden Seiten der Zungen aus dem Maule. Das bedeutet, daß die innerste Geburt vor der äußersten ist durch die greuliche Sünde verschlossen worden, und ist der äußerlichen verderbten Geburt unbegreiflich. Dieweil es aber ein Wort mit einer zweifachen Silbe ist, und die andre Silbe Mel das Maul wieder aufmachet, so bedeutet's, daß die Porten der Gottheit ist wieder aufgeschlossen worden."

Und dieselbe Geistesrichtung führt zu derselben Weltanschauung. Auch durch Jakob Böhmes Naturphilosophie, wie sie sich in der für Novalis bedeutsamsten Schrift „Aurora oder Morgenröte im Aufgang" giebt, zieht sich der große Dualismus. Nur freilich ist er bei Jakob Böhme rein moralischer Art, ein qualitativer. Und hinter diesem Dualismus steht, richtiger, es giebt sich in ihm, die große Einheit. Mit einem modernen, wissenschaftlichen Terminus würde man bei ihm von einem dynamischen Pantheismus sprechen. Schon die Deutung, die er dem Schaffen

als Urthätigkeit Gottes giebt, beweist das: „das Wort Schuf mußt du verstehen, als wenn man spräche zusammenziehen oder zusammentreiben, gleichwie die Erde zusammengetrieben ist". Und daß diese Naturphilosophie des Görlitzer Mystikers, doch in ganz andrer Weise noch als die der Zeitgenossen des Novalis, in Gott ihren Mittelpunkt und ihre Allheit suchte, von ihm ausging, um zu ihm zurückzukehren, um dauernd sich an ihm festzusaugen, daß die Wunderschleier, die Böhme der Gottheit webte, aus religiösen Vorstellungen ganz entnommen waren — das alles mußte Novalis zu Jakob Böhme ziehn. „Verkündiger der Morgenröte, des Friedens Bote sollst du sein, sanft, wie die Luft in Harf' und Flöte, hauch ich dir meinen Atem ein" — das ist der Wunsch Böhmes an seine, des Novalis Generation, wie Novalis selbst ihn in dem Gedicht an Tieck gefaßt hat. „Man sieht durchaus in ihm den gewaltigen Frühling mit seinen quellenden, treibenden, bildenden und mischenden Kräften, die von innen heraus die Welt gebären", schrieb er an Tieck.

Und Jakob Böhme war ein Dichter. Ganz abstrakt ist diese seine bilderreiche Dichtung von der Welt Erstehen — und dennoch, in seiner naiven, kindlichen Ausdrucksweise, selbst in seinem gewichtig ernsten Einstreuen lateinischer Brocken ist ein Etwas, das einem den frommen Meister Jakob Böhme und seine Werkstatt und die Enge der Verhältnisse, in denen er lebte, gar lieblich und anschaulich vor Augen zaubert. Wiederum, und in ganz andrer Weise konnte in Jakob Böhme sich Novalis eine Sehnsucht verkörpern, die ihn anders und doch nicht gar so anders in den Witten-

berger Tagen zuerst heimgesucht: die Sehnsucht nach der Sammlung und Stille altdeutschen Lebens, alter deutscher Art.

Dieser Sehnsucht suchte Novalis in der Freiberger Zeit theoretisch auch Ausdruck zu geben. Sein vielgescholtner Aufsatz „Die Christenheit oder Europa" ist nichts als Theoretisierung solchen Sehnens. Daß er dabei spezifisch religiöses Gepräge suchte und fand, scheint bei seiner Geistesrichtung beinahe selbstverständlich.

„Wo ist jener alte, liebe, alleinseligmachende Glaube an die Regierung Gottes auf Erden, wo ist jenes himmlische Zutrauen der Menschen zu einander, jene süße Andacht bei den Ergießungen eines gottbegeisterten Gemüts, jener allesumarmende Geist der Christenheit?", das ist die Klage, aus der Novalis' Ausführungen recht eigentlich sich kristallisieren. In frommer, schlichter Vergangenheit sieht der Romantiker dies Ideal verwirklicht. Vor seinem geistigen Auge tauchen die ersten Zeiten katholischer Kirche, ihre stolze Romantikumglühte Entfaltung zur Zeit der Kreuzzüge auf, und das Sehnsuchtsziel wird Ausgangsstätte des theoretisierenden Verstandes. Wohl sieht Novalis, wie diese katholische Kirche in sich zerfiel. Aber seine ganze Sympathie ist doch auf Seiten der Jesuiten, gleichsam der Tempelritter der Ruine, und als eine neue Art von Kreuzzug verherrlicht er ihr Thun. Geringschätzig spricht er von der Reformation, von Luthers That. Man hat daraus — voreilger Schluß! — erhärten wollen, daß Novalis heimlich mit dem Gedanken, zum Katholicismus überzutreten, umging, daß ihm die

katholische Kirche innerlich näher als die protestantische gestanden habe. Man könnte mit demselben Recht schließen, daß er den Wunsch zu verarmen gehegt, da er aus gleicher Sehnsucht heraus die „liebliche Armut" so oft verklärte. Auch hier war Novalis' Blick träumend nur in eine unbestimmbare, unhistorische Vergangenheit versenkt.

Und dennoch war gerade dieser Aufsatz „Die Christenheit oder Europa", der auf Goethes und Dorothea Veits Anraten aus dem „Athenäum" ausgeschlossen wurde, eine Gegenwartsthat. In ödesten Buchstabendienst war die evangelische Kirche im 18. Jahrhundert verfallen. Was in Buchstabendienst nicht erstarrt war, das hatte eine rationalistische Aufklärung sattsam verwässert. Und das eben ist das Tiefbedeutsame dieser kleinen Schrift: sie wendet sich in gleich schroffer Weise gegen die Aufklärung wie gegen den Buchstabendienst. Sie predigt das Gemüt, als religiöses Organ. Wohl kann man sagen, daß der Aufsatz in damaliger Zeit der evangelischen Kirche not that. Daß Goethe und Dorothea Veit für dies specifisch kirchliche Interesse das Verständnis abging, daß sie in dem allen nur die unbequeme Kompromittierung fürchteten, ist nicht so gar verwunderlich.

Das Sehnsuchtsideal aber, das Novalis in zeitentrückter Vergangenheit erblickte, er suchte es in der Zukunft wieder. Und er ahnte das Nahen einer neuen Zeit religiöser Vertiefung. In diesem Zusammenhang hat er auf den Namen Schleiermacher angespielt. Und gegen Ende seines Aufsatzes hat er die Frage aufgeworfen: „Soll der Protestantismus

nicht endlich aufhören und einer neuen, dauerhaftern Kirche Platz machen?"

Die Frage nach der dauerhaftern Kirche, die Novalis meinte, steht in engstem Zusammenhang mit seiner gesamten Religionsauffassung. Und die ist verschwistert mit seiner Naturphilosophie. Ganz wie bei Jakob Böhme. Man könnte Böhmes Vergleich von dem Baum, der in der Erde wurzelt, und dessen Krone in den Himmel ragt, auf die Physik und Theologie des Novalis in Anwendung bringen. Es ging, wie Novalis es zu Recht empfand, durch seine Zeit ein tiefes Suchen nach Erneuerung religiösen Lebens. Er selbst war dieser Sucher einer; Friedrich Schlegel ein anderer. Der aber, der ihnen beiden und vielen, man kann auch sagen der gesamten Zeit, die Wege urbar machte, war Schleiermacher.

Es geht einem das Herz auf, wenn man in dieser Zeit der Unklarheit und des unsicheren Tastens von Schleiermacher reden darf. Neben Fichte steht er wie ein Durchdringer und Erlöser. An Henriette Herz hat Schleiermacher einmal geschrieben: „das Leben ist kurz, und das Gemüt ist unendlich". Schleiermacher selbst ist wie eine Verkörperung dieses unendlichen Gemüts.

Das Gemüt hat Schleiermacher, wie mit ihm Novalis, wiederum zum Urquell der Religiosität gemacht. Es ist das seine große That zur Reform der evangelischen Kirche. Der Buchstabendienst galt ihm nichts; so weit es noch möglich war, hat er den Protestantismus vom Buchstaben zu befreien gesucht. Zu einer Herzensoffenbarung machte er Gott. Und schwerer noch fällt für Novalis persönlich ein anderes

ins Gewicht: in seinen „Reden über die Religion", dem Buch, das auf Novalis vornehmlich wirkte, hat Schleiermacher die Religion als „Sinn und Geschmack fürs Unendliche" aufgefaßt, sie aus der Versenkung ins Universum gleichsam geboren werden lassen. Aus einer Hingabe an das Universum, als die große All-Einheit, war Novalis' Physik entstanden. Durch Schleiermacher bot sich ihm der Uebergang solcher Physik zur Religion.

Religion entsteht nach Schleiermacher, „wenn eine heilige Seele vom Universum berührt wird". Und das ist bei ihm — in dieser seiner ersten Periode — recht eigentlich Religion, in jedem einzelnen die Allheit, im Endlichen das Unendliche zu finden. Darum ruft er den Menschen zu der Menschheit zurück: „Ihr selbst seid ein Kompendium der Menschheit". Darum verwirft er die Religion, die nur eben dazu gut ist, über den Tod hinweg zu trösten: umgekehrt, der Tod ist ihm die Pforte aus der Endlichkeit in die Unendlichkeit, und er sagt: „versucht doch aus Liebe zum Universum euer Leben aufzugeben". Die Fantasie ist ihm das Höchste und Ursprünglichste im Menschen —, wie Fichte appelliert auch Schleiermacher an die Fantasie; es war die gleiche Zeitstimmung, die sie alle trug.

An die Hingabe ans Universum knüpfte Schleiermacher die Religiosität, es folgte mit Notwendigkeit daraus, daß ihr Wesen weder Denken noch Handeln, sondern Anschauung und Gefühl sein mußte. „Heilige Wehmut" — man denke an Friedrich Schlegel — war ihm der Grundton des Christentums. Nicht nur hörte damit jeder Buchstabendienst auf: die Religion bedeutete

nichts mehr als Ueberlieferung; alles galt in ihr das seelische Erlebnis. Das sollte nach Schleiermacher auch den Gottesdienst bestimmen. Die Quäkersitte, daß in der Versammlung der aufsteht und das Wort ergreift, der den Geist in sich lebendig fühlt, war ihm sympathisch. Und es taucht auch bei Schleiermacher der Gedanke der Bibelschaffung auf: „Nicht der hat Religion, der an eine heilige Schrift glaubt, sondern welcher keiner bedarf und wohl selbst eine machen könnte". Auch bei ihm ist die Kunst Vorschule zu religiöser Erleuchtung, auch bei ihm die Familie das treueste Bild des Universums. Und, „alles Menschliche ist heilig, denn alles ist göttlich", sagt Schleiermacher.

All diese Gedanken, sie kehren alle bei Novalis wieder. Die „Reden über die Religion" wurden ihm ein Erlebnis. „Hardenberg hat dich mit dem höchsten Interesse studiert", schrieb Friedrich Schlegel an Schleiermacher, „und ist ganz eingenommen, durchdrungen, begeistert und entzündet. Er behauptet nichts an dir tadeln zu können." Und Novalis, der Wankelmütige, der fast alle Götzen und Götter, denen er einst geopfert, verbrannt hat, an Schleiermacher wie an Friedrich Schlegel hat er bis zu seinem frühen Tode festgehalten.

Wie Novalis diese Schleiermacher'schen Ideen in sich aufgenommen, wie er sie mit seinen physikalischen Vorstellungen verwebte, wie er auch die naturphilosophischen Anschauungen, die er überkommen hatte, weitergebildet hat, wie er seine Weltanschauung zur Einheit zu bringen suchte —, das alles sollten seine Fragmente lehren. Leider, nur fragmentarisch.

IX.

„Wir sehen jede Koralle und jede Perle in der Tiefe des Meeres und sind wenigstens so gründlich, wie ein arabisches Märchen."

Fr. Schlegel.

Was ist Romantik, in dem Sinne, in dem das Wort damals von den Zeitgenossen verstanden wurde?

Steffens hat einmal in einem Brief an Caroline gesagt: „Aber was ist es (das Romantische) anders als ein Sehnen nach dem Unendlichen, das unaufhaltsam forttreibt und jede selbsterbaute Schranke sofort wieder herunterreißt? Und das Gefühl, welches uns bei der Anschauung eines Bildes, dessen hoher, tiefliegender Sinn fast bloß durch unendliche Approximation errungen wird, was ist es, wenn nicht religiöse Stimmung, Andacht?" Und Novalis hat in seinen Fragmenten gesagt: „Absolutisierung, Universalisierung, Klassifikation des individuellen Moments, der individuellen Situation ist das eigentliche Wesen des Romantisierens". Dem Algebraisieren hat er es verglichen und romantische Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit hat er mit Kombinations- und Variationsfertigkeit identifiziert. Ein künstlerisches

Element, ein dominierendes, kommt wie bei Steffens hinzu: Dem Romantiker ist das Leben, was Farbe dem Maler, was Ton dem Musiker.

All-Einheit des Universums war der Traum der Zeit. Andächtiger, selbstverlorener hat ihn keiner geträumt als Novalis selbst. In dem wirren Gerank seiner spekulativen, springenden, verzettelten Fragmente giebt sich als große, durchgehende Einheit ein in das Universum versenkter Geist, ein Einheit-Suchen in sehnsüchtiger Hast. Ganz als Gemütsoffenbarung suchte Novalis das Universum zu ergründen.

All-Einheit des Universums! Die Einteilung in Körper, Seele und Geist, sagt er einmal, sei universell. Auch Naturkräfte wie die Wärme müssen ihren Geist und ihre Seele haben. Und keine Kraft ist einzeln zu erfassen; was sie sind, sind sie durch Verteilung in Ketten. Er träumt den Traum von einem Urmetall, aus dem alle einzelnen Metalle entstanden, die Natur selbst wird zu einem unendlichen Tier, einer unendlichen Pflanze, einem unendlichen Stein. So groß ist die Gemeinschaft, daß er die Frage aufwirft: „sollte nicht jeder Körper den andern erzeugen können, wenn dieser auf ihn wahrhaft einwirkt?" —, so groß die Gemeinschaft, daß jede Erscheinung den Uebergang zu jeder andern bildet: die Blüte ist eine Annäherung zum Tierischen, und ein Höchstes des Tiers nähert sich wiederum der Pflanze. Es ist, als stände man am Meeresstrand; die Welle überschlägt sich, bricht, um in der nächsten wiederzuerstehen. Das Universum des Novalis, es wird zu solchem Wellenspiel.

Und dies Versenken in die große, allumfassende

Einheit, aus Selbſtoffenbarung geboren, zu Selbſtoffenbarung muß es werden —

„Einem gelang es — er hob den Schleier der Göttin zu Sais —
Aber was ſah er? er ſah — Wunder des Wunders — ſich ſelbſt.“

Ganz ein Teil eines in ſich durchaus einheitlichen, gleichartigen Alls, muß der Menſch in gleicher Weiſe und zugleich Deuter und Deutung des Univerſums ſein. Aus dieſer Naturſpekulation heraus wird dem Grundſatz Fichteſcher Philoſophie eine neue Wendung. Der Gegenſatz wird zu einer Gleichung: Ich = Nicht-Ich. Und in das Weltall tritt der menſchliche Körper, als Teil des Ganzen ein. „Unſer Körper iſt ein Teil der Welt, — Glied iſt beſſer geſagt. Dieſem Gliede muß das Ganze entſprechen.“ Eine Analogienquelle für das Weltall hat Novalis darum den Menſchen genannt. Jeder individuelle Lebensprozeß wird zu einem univerſellen, wie alle Kraft zur Weltkraft gehört. Und in kühnem Weiterſpinnen dieſes Gedankens ſieht Novalis gleichſam die Uebergänge des menſchlichen Körpers in das All. Von des Körpers Zonen ſpricht er. Die erſte der Leib, dann Stadt, dann Provinz und ſo fort bis zur Sonne und ihrem Syſtem. Und umgekehrt, wie Natur und Individualität jedes Foſſils durch Natur und Individualität ſeines Planeten, deſſen Syſtem, deſſen Milchſtraße und ſo fort beſtimmt wird, ſo auch der menſchliche Körper. Bis ins Unendliche pflanzen die Wirkungen ſich fort. Dieſer menſchliche Körper aber, der alſo nur ein Glied in einer unermeßlichen und unendlichen Kette iſt, er iſt zugleich ein Höchſtes. „Es giebt nur einen Tempel in der Welt, und das iſt der menſchliche Körper.“ Auch von der

heiligen, unerschöpflichen Hieroglyphe jeder Menschengestalt spricht Novalis im Rausche solchen Sehertums. Bedächtiger, nüchterner fügt er ein andermal hinzu: „Man kann sagen, daß die Natur oder die Außenwelt über dem Menschen in Rücksicht auf Organisation sei; man kann sagen, daß sie unter ihm und er das höchste Wesen sei.“

Der menschliche Körper aber — diese Lieblingsidee des Novalis, kehrt auch hier wieder — ist das große Bildungsmittel der Welt. Einen Gedanken, den Hemsterhuis einmal ausgesprochen und ausgeführt, daß der Mond von der Erde erzogen werde, greift Novalis auf und setzt ihn zum Vergleich dieses andern Bildungsprozesses der Welt durch den menschlichen Körper. „Der Körper ist das Werkzeug zur Bildung und Modifikation der Welt.“ „Die Welt hat eine ursprüngliche Fähigkeit, durch mich belebt zu werden.“ „Ich bestimme die Welt, indem ich mich selbst bestimme und so indirekte mich selbst, und umgekehrt.“ Einen gehemmten Personifikationsprozeß nennt er die Natur. In diesen Prozeß hat der Mensch nun fördernd einzugreifen. „Die Menschheit ist der höhere Sinn unsers Planeten, der Nerv, der dieses Glied mit der obern Welt verknüpft, das Auge, was er gen Himmel hebt.“ Als Mittler steht der Körper zwischen der menschlichen Seele und dem Universum.

Aufgabe der Seele ist es zunächst, den Körper in ihre Gewalt zu bringen. Nicht zweifelt Novalis an der Möglichkeit solcher Herrschaft der Seele über den Leib. Die Thatsache, daß es Menschen giebt, die eine willkürliche Bewegungskraft über Körperteile haben, die

der Willkür sonst entzogen sind, die andere Thatsache, daß, je geistvoller ein Mensch, desto persönlicher seine Glieder, werden ihm Ausgangspunkte weitgehender, selbstherrlicher Spekulation. Sogar eine ausführliche Theorie solcher Körpereroberung durch die Seele hat Novalis in seinen Fragmenten einmal ausgearbeitet. Und nicht begnügt er sich mit einer Modifikation des Körpers durch Seelenkräfte — es gilt bei ihm eine freie, willkürliche Körperwahl. Mit vollendeter Herrschaft über die Sinne muß uns die Möglichkeit erwachsen, uns einen Körper — der eben nur eine gemeinschaftliche Zentralwirkung unserer Sinne — zu geben, welchen wir wollen. Es war ein Lieblingsgedanke einer Zeit beseligenden und beseligten Humanitätsgefühls, den Novalis damit in seiner Art mystisch weiterdachte, das alte Schillersche: „es ist der Geist, der sich den Körper baut.“ Bei Novalis ist der Mensch „ein vollkommner Trope des Geistes“ geworden.

Die Schranken fallen. Richtiger, die Schranke Körper wird zum Medium des Seelenwirkens. Und das Universum wird ein seelisches Gedicht. Imperatorisch fordert Novalis den Beweis, daß Fantasie, Verstand, Vernunft auch in der anorganischen Natur vorkommen müssen, auf daß das menschliche Empfinden in ihnen sich wiederfinden könne. Und dieser Beweis, er ist ihm auch unerbracht, erbracht. „Auch unsre Gedanken,“ sagt er, „sind wirksame Faktoren des Universums.“ Und ein andermal: „Die Denkorgane sind die Weltzeugungs-, die Naturgeschlechtsteile.“ Es fallen die Schranken auch zwischen Gedanke, Sein und That. Der Gedanke meistert das Sein. „Denken ist Sprechen.

Sprechen und Thun oder Machen sind Eine, nur modificierte Operation. Gott sprach, es werde Licht, und es ward." Wohl kann man in mehr als einem Sinne sagen, der Mensch des Novalis ist der Gott des Menschen. Der Mystiker Novalis wird zum Magier.

Ein gläubiger Adept, hat Novalis das dunkle Gebiet der Magie beschritten. Vielleicht haben auch seine magischen Vorstellungen den Ursprung des Persönlichkeitserlebnisses bei ihm. Vielleicht ward auch hier das große Erlebnis seines Lebens Keimzelle für Gedankenwünsche. „Indem ich glaube, daß Sofchen um mich ist und erscheinen kann und diesem Glauben gemäß handle, so ist sie auch um mich und erscheint mir endlich gewiß." Wiederum aber ist es nur aus dem Geist einer Zeit heraus, deren naturwissenschaftliches Suchen mystische Scheinentdeckungen vielfach äfften, wenn Novalis abergläubisch die Frage aufwirft: „nähern sich etwa manche Gedanken der magischen Grenze? Werden manche ipso facto wahr?" Im großen Zusammenhang jedoch seiner mystischen Weltanschauung angesehen, ist die Magie, die Gedanken in Thaten umsetzt, ihm notwendiges Postulat, ein Glied in einer Kette, die sonst auseinander klaffen würde. „Der physische Magus weiß die Natur zu beleben und willkürlich wie seinen Leib zu behandeln." Das war's, was er benötigte; die Kunst, die Sinnenwelt willkürlich zu gebrauchen, fand er in der Magie. Und wie es seine Art, verwebte er auch diese Anschauung mit vielen feinen Gedankengespinsten mit seinem seelischen Empfinden. Die Liebe ist es ihm, die magisch wirkt. „Liebe ist der Grund der Möglichkeit

der Magie.“ „Wenn alle Menschen ein paar Liebende wären, so fiele der Unterschied zwischen Mysticism und Nichtmysticism weg.“ Und auch der Magie setzte er sein moralisches Ziel: „wir müssen Magier zu werden suchen, um recht moralisch sein zu können. Je moralischer, desto harmonischer mit Gott“. Durch die Moralisierung des Weltalls entspringen die magischen Wissenschaften.

Und das ist das Endziel, das Novalis der gesamten Einwirkung der menschlichen Seele durch den Körper auf die Welt gesetzt hat: Daseinsaufgabe der Menschheit ist es, die Natur zur Moral zu erziehen.

Die jetzige Bestimmung eines jeden Individuums in diesem Weltsystem ist zufällig, unmoralisch, unmoralisch die gesamte Natur. Aber es stand im Anbeginn der Menschheitsgeschichte, wie Novalis mit Hemsterhuis träumt, ein goldenes Zeitalter, ein Zeitalter moralischer Natur; es steht auch am Ende der Menschheitsgeschichte wiederum, als Ziel. „Die Natur soll moralisch werden; wir sind ihre Erzieher, ihre moralischen Tangenten, ihre moralischen Reize.“ Das sittliche Gefühl aber, das im Begriffe dieser Moralität zur Geltung kommt, hat Novalis selbst als das Gefühl „des absolut schöpferischen Vermögens, der produktiven Freiheit, des Mikrokosmos, der eigentümlichen Divinität in uns“ definiert. Eine Naturentwicklung fordert somit Novalis. Und als Ziel setzt er ihr — Gott. Zwischen Gott und der Natur steht diesmal als Mittler der Mensch.

Und es scheidet sich hier Novalis von der herrschenden Naturphilosophie seiner Zeit. Aus den eignen Ideen-

folgen, die er koncipiert, weiß er auch eigne letzte Folgerungen zu ziehen. Wohl ist auch bei ihm das Empfinden ein pantheistisches, doch ist kein Pantheismus in seiner Theorie. Statt Gott der Natur gleich zu setzen, hat er ihn ihr als Gegensatz, als Ziel gesetzt. „Gott ist die unendliche Thätigkeit, Natur der unendliche Gegenstand, Ich der unendliche Zustand.“ Und sehr bedeutungsvoll für Novalis' gesamte Weltanschauung scheint mir der Ausspruch, den er einmal in den „Materialien zur Encyklopädie“ gethan: „Gott und Natur muß man hiernach trennen. Gott hat garnichts mit der Natur zu schaffen. Er ist das Ziel der Natur, dasjenige, mit dem sie einst harmonieren soll. Die Natur soll moralisch werden, und so erscheint allerdings der Kantische Moralgott und die Moralität in einem ganz andern Lichte.“ Und wenn Novalis an andrer Stelle von einem Naturgott spricht, der uns ißt und gebiert, sich von uns essen, zeugen und gebären läßt, so steht das damit nur in scheinbarem Widerspruch. Aus seiner teleologischen Weltanschauung heraus konnte ihm das Gegenwärtige, auch universalisiert, kein letztes Unendliches bleiben. Und es ist charakteristisch, daß er unter den Wissenschaften der Encyklopädie der „Zukunftslehre“ einen Platz einräumen zu müssen glaubte.

Auch dem von Schelling in aller Schärfe und Folgerichtigkeit vertretenen Dualismus in allem Naturgeschehn ist Novalis nicht beigetreten. Sehr entsetzt hat Steffens einmal an Schelling geschrieben: „Er (Novalis) will nicht eine Urduplicität sondern einen Urinfinitismus der Natur haben — so wenig versteht er die eigentliche Tendenz der Naturphilosophie.“ Das Entsetzen da-

rüber vermögen wir heut nicht mehr zu teilen, und Schellings Dualismus mutet heut nicht weniger spekulativ an als Novalis' Infinitismus. Richtig aber hat Steffens gesehn. Nicht nur daß der Dualismus in Novalis' Naturphilosophemen kaum eine Rolle spielt, in den „Materialien zur Encyklopädie“ hat Novalis dem von Steffens charakterisierten Infinitismus in der Forderung Ausdruck gegeben: „dreifache Polaritäten, infinitinomische Polaritäten; nicht bloß Binomism sondern auch Infinitinomism.“ Sein Hang bis ins Unendliche zu zergliedern, mit unendlichen Möglichkeiten zu spielen mag dieser Ansicht Geburt gegeben haben, oder, wie Steffens es nannte, sein fragmentarisches Wesen, geeignet, auf Schlegelianismus der Naturwissenschaft zu führen. Auch Plotinscher Einfluß mag hier gewaltet haben.

Eigentümlicher und folgenreicher steht bei Novalis diesem Infinitismus eine Anschauung zur Seite, die man als Pluralismus bezeichnen könnte. „Gemeinschaft, Pluralism,“ sagt er einmal, „ist unser innerstes Wesen, und vielleicht hat jeder Mensch einen eigentümlichen Anteil an dem, was ich denke und thue, und so ich an den Gedanken andrer Menschen.“ Aus Vereinigung mehrerer Gleichartiger entsteht ihm ein Neues, ein Höheres. So bilden mehrere Stoffe zusammen organische Stoffe, mehrere Kontractionen Empfindungen, mehrere Sensationen Gedanken, mehrere Menschen Genien. Auch das ein Gedanke, aus dem Traum universeller geheimnisvoller Wirkungen geboren, doch auch wieder psychologischen Ursprungs, in seelischem Erlebnis wurzelnd. Das ist ein Urkeim aller Mystik,

daß der Mensch in sich ein geheimnisvolles Du erwachen fühlt, ein weitsichtigeres Du, das ihm Eingebungen zuraunt, die Augen ihm in die Ferne öffnet. Eine Person, die mehrere Personen zugleich ist, ist Novalis deshalb ein Genius. Und aus solcher inneren Erfahrung heraus schreibt er einmal: „wenn der Mensch erst ein wahrhaft innerliches Du hat, so entsteht ein höchst geistiger und sinnlicher Umgang, und die heftigste Leidenschaft ist möglich. Genie ist vielleicht nichts, als Resultat eines solchen innern Plurals." Zu seinen stillen, seelischen Festen lud Novalis alle Natur. Was ihm selbst Nahrung bot, das konnte, mußte auch ihre Lebensspeise sein.

Und so ist Novalis' gesamte Weltanschauung nichts als der objektivierte Traum solch tief innerlichen Erlebens. „Unser Leben ist kein Traum, aber es soll und wird vielleicht einer werden." Träumend ist Novalis über eine Wiese geschritten, und in den Sternen des Himmels erkennt er nun die Blumen wieder, die ihm zu Füßen blühten. Und darum ist die Blume mit dem Stern verwandt. Und darum geht ein Geistesgrüßen von Mensch zu Pflanze und zu Gott. Darum ist die Welt des Novalis so heimlich und so vaterländisch. In ein Gedicht grandioser Einheit hat Novalis, der Fragmentist, das Universum gewandelt. Anfang und Ende ist ein Traum.

Und aus diesem Gedicht geht der Tod hervor als neues Leben.

Es hat etwas tief Ergreifendes, wie Novalis, den der Tod gezeichnet, dessen Geliebte er vorzeitig heimgeführt hatte, aus seelischer Kraft heraus den Tod

nun lieb gewinnen lernte. Wohl kann man ſagen, daß Novalis den Tod, daß dann der Tod Novalis wiederum verklärte.

Der Tod ein Leben! Zum Hymnus wird Novalis das Gedicht. Es giebt kein Sterben. Und wie ſollte es ein Sterben geben, da alle Natur gleichfühlend lebt und alles Anorganiſche ein Denken kennt und ein Empfinden? In der großen Aſſociation verſetzt der Tod irgendwo anders hin. „Wer weiß,“ fragt Novalis, „wo wir in dem Augenblick anſchießen, in dem wir hier verſchwinden?“ Vielleicht iſt die Sonne uns ein neues Heimatsziel. Und dem Ueberſpringen des elektriſchen Funkens vergleicht er dieſe neue, große Transſubſtantiation. Nur eine Unterbrechung des Wechſels zwiſchen innerem und äußerem Reiz iſt ihm das Sterben. Und ein anderer, doch verwandter Gedanke vermählt ſich damit. „Sollte es nicht auch drüben einen Tod geben, deſſen Reſultat irdiſche Geburt wäre?“ Wird ein Geiſt zum Menſchen, wenn er ſtirbt, der Menſch ſterbend zum Geiſte? Dann freilich wäre das Menſchengeſchlecht kleiner als man gedacht, nur ein Wandern hätte ſtatt hinüber und herüber, eine veredelte Seelenwanderung. Und doch kaum ein Wandern zu nennen. Denn das Univerſum iſt das gleiche dort wie hier. Dies Wandern iſt ein Bleiben in der Heimat.

Und tief ergreifend iſt es, wie Novalis, den die Krankheit mit ihren Schmerzen gezeichnet hatte, die Krankheit liebgewinnen lernte. „Es wurde mir ganz begreiflich,“ ſagt Lotharo im „Wilhelm Meiſter“ einmal und ſpricht damit ein Zeitempfinden aus, „wie Menſchen eine Krankheit liebgewinnen können, welche

uns zu süßen Empfindungen stimmt." Und zu mystischer Spekulation bot Novalis die Brownsche Theorie die rechte Unterlage. Er hat sie gedreht und gewendet, verworfen, wieder aufgenommen. Eine Aesthetik der Krankheit und der Medizin glaubte er koncipieren zu können. Eine „schöne" Kur sollte zwecklos, ihrer selbst willen da sein. Die Krankheit war ihm wichtig als Individualisierungsprozeß. Wichtiger freilich als Selbsterziehungsmittel. Als eine Schule der Gemütsbildung sah er die Krankheit an. Und was er theoretisch forderte, das setzte er lebend dann in Wirklichkeit um. Der Prophet dieser Lehre wollte er werden: er ward es wirklich.

Und seltsamlich haben wiederum wollüstige Vorstellungen seine Auffassung von Tod und Krankheit überwuchert. Zur Märtyrerwollust wurde die Krankheit ihm. „Krankheit gehört zu dem menschlichen Vergnügen wie Tod." Die Wollust der schmerzvollen Selbstvernichtung war ihm das Sterben. „Im Tode ist die Liebe am süßesten; für den Liebenden ist der Tod eine Brautnacht, ein Geheimnis süßer Mysterien." Unschwer sieht man in den nunmehr chronologisch geordneten Fragmenten, wie solch wollüstiges Empfinden mit dem Zunehmen seiner Krankheit wuchs.

Nun wandelt sich ihm die Natur in eine große Fresserin, alles Naturwirken wird ein Fressen und Verdauen. Der Grund aller Veränderung wird Freßbegierde, durch sie entsteht erst, als notwendige Folge, Sekretion. Essen und Befruchten geht eine mystische Ehe ein. Die Exkremente werden befruchtende Potenzen. Die Flamme wird das Gefräßige par excellence. „Je

lebhafter das zu Fressende widersteht, desto lebhafter wird die Flamme des Genußmoments sein.“ Die Vorstellung der Gewaltanwendung tritt zu wollüstigen Vorstellungen hinzu und erhöht sie. Der Grund aller Wollust wird in der Grausamkeit gesucht. Die Wollust wird pietätvoll in ihre Bestandteile zerlegt. Notzucht, heißt es, ist der stärkste Genuß. Und diese wollüstigen Vorstellungen greifen in die religiösen über. Das wollüstige Element der Religion wird ausgekostet. „Es ist sonderbar, daß nicht längst die Association von Wollust, Religion und Grausamkeit die Menschen aufmerksam auf ihre innige Verwandtschaft und ihre gemeinschaftliche Tendenz gemacht hat,“ schreibt der Schüler des Herrnhutismus. In der Wollust ist ihm das Gefühl der Weltseele. Und selbst die kühle Moral wird in dies Wollustgespinst hineingezogen. „Ist nicht die Moral, insofern sie auf Bekämpfung der sinnlichen Neigung beruht, selbst wollüstig?“ In gleicher Weise sind Schmerz wie Schmerzzufügung bei Novalis zu Wollusttrieben geworden. Eine derb sinnliche Natur und ein Märtyrer der Krankheit fanden sich in ihm. Doch sind diese Gefühlsirren immerhin ein Beweis mehr dafür, wie sehr all seine Spekulation eine erlebte war.

Das innerliche Erlebnis allein erwies sich ihm keimkräftig zu eigener Gedankenbildung. Die Art und Weise, wie er zu den beiden großen Entdeckungen seiner Zeit, der des Sauerstoffs und der andern des Galvanismus Stellung genommen, ist dafür charakteristisch. Von außen zugetragen, haben sie verhältnismäßig wenig ihm bedeutet. Er hat damit gespielt, ganz wie

ein Kind mit bunten Steinen. Und recht eigentlich gehörten sie nicht in sein Spiel.

Er ist auch merkwürdig inkonsequent in seiner Spekulation über den Sauerstoff. Einmal ist ihm Oxydation mit Schwererwerdung verbunden und der eigentliche Erdprozeß, ein andermal bedeutet Oxydation Verminderung der Terrestricität oder der spezifischen Schwere, und dann rührt die Schwere vom Geiste her, Gott ist das körperlichste und schwerste aller Wesen, und die Oxydation kommt vom Teufel, — und diese beiden entgegengesetzten Gedanken stammen aus derselben Zeit, sie sind kurz hintereinander zu Papier gebracht. Auch ist die Phlogiston-Theorie noch keineswegs entthront. Novalis ahnt einen Zusammenhang der Weltkörper-Geschwindigkeiten mit ihrer phlogistischen Beschaffenheit, und ein andermal wird phlogistisch und dephlogistisch zu einem Differencierungsmerkmal zwischen Mann und Frau.

In einer Zeit, in die die Entdeckung des Sauerstoffs fällt, wirft Novalis die Frage, ob die Flamme galvanische Aktion sei, allen Ernstes auf. Wie Ritter wird auch ihm der Galvanismus zu einem Universalrezept. Denken ist Galvanisation, eine Berührung des irdischen durch einen himmlischen Geist. Der Zusammenhang zwischen Körper und Seele ist galvanischer Natur. Mit einem Wort, auch bei Novalis ist der Galvanismus die leicht erborgte Lösung aller Rätsel der Natur. Und überall sucht Novalis geheime Verbindungen zwischen den Naturkräften aufzuspüren. Der Magnetismus ist verkehrte Elektricität, und umgekehrt; die Schwere wird zu einem Kompositum aller

Kräfte; flüssig ist, worin die Centrifugalkraft, starr, worin die Centripetalkraft die Oberhand hat; und dann wieder ist Licht das absolut Flüssige, Wärme das absolut Starre, beides polarische Kräfte, die eine centripetal, die andre centrifugal. So spinnt sich ein Netz von Ahnungen und spielenden Vergleichen um alles Naturgeschehn. Und die Naturkräfte werden vergeistigt. Centripetalkraft ist das synthetische, Centrifugalkraft das analytische Bestreben des Geistes. Oder der solchen Verbindungen nachspürende Gedanke giebt sich ehrlicher als Vergleich: „Licht ist Vehikel der Gemeinschaft des Weltalls — ist dies ächte Besonnenheit in der geistigen Sphäre nicht ebenfalls?“

Wiederum ironisierte Friedrich Schlegel: „Ich werde mich aus maieutischer Machtvollkommenheit mit ihm (Novalis) in eine absolute Korrespondenz setzen über den Galvanismus des Geistes, eine seiner Lieblingsideen. Ich werde ganz bescheiden auftreten, nur als Prophet; er selbst wird den Zauberer vorzustellen die Ehre haben. Wie nun seine Theorie der Zauberei, jener Galvanismus des Geistes und das Geheimnis der Berührung sich in seinem Geiste berühren, galvanisieren und bezaubern, das ist mir selbst noch ziemlich geheim. . . . Da ich in der Philosophie des Essay soweit gekommen bin, daß ich das Universum selbst für einen Essay nicht sowohl im Stil des Hemsterhuis als Garvens halte, so werde ich mich unstreitig sogleich oxydieren und mich aus dem Azote der Konstruction in den lieblichen Strom der Praxis stürzen . . .“

Auf rein philosophischem Gebiet ist Novalis über Fichte nicht hinausgekommen. In seinen Denkformen

hat er sich zeitlebens bewegt. Wohl hat er Fichte manchmal verworfen und das Gefährliche seiner Denkrichtung wohl erkannt, aber es war immer nur ein zeitweiliges Abkehren, und Verwerfen heißt noch nicht Ueberwinden. Auch schwebte es ihm vor, einen Ausgang seiner Philosophie in Gott zu suchen — „Spinoza stieg bis zur Natur, Fichte bis zum Ich oder der Person; ich bis zur These Gott" —, aber in den Ansätzen, die er dazu machte, hat er sich merkwürdig im Kreise gedreht, und Ansätze sind es geblieben. Immerhin, für beides, seine Geistesrichtung und seinen Mangel an philosophisch folgerichtigem Denken bleibt der Versuch als solcher charakteristisch und bezeichnend. Und er hat selbst einmal gesagt, was die Philosophie ihm war: „Heimweh", „Trieb überall zu Hause zu sein".

Von kühlerem philosophischen Denken zeugen seine Sätze über die Bewegung, die er in den „Materialien zur Encyklopädie" aufgestellt hat. Er führt darin alle Bewegung auf ursprüngliche Bewegung zurück, Reiz und Beweglichkeit sind ihm nur Verhältnisse von Bewegungen. Das weist auch bei ihm auf eine dynamische Naturerklärung. Viel haben die Begriffe des Raumes und der Zeit ihn auch beschäftigt, doch geben seine zusammenhanglosen Bemerkungen hier wenig Licht. Im allgemeinen scheint er auf dem Kantschen Standpunkt gestanden zu haben — wie sollte er auch nicht! Zeit erfaßte er als inneren Raum, Raum als äußere Zeit; dann wieder ist Raum beharrliche Zeit, Zeit fließender, variabler Raum; und wiederholt bezeichnete er Zeit als Raum in zweiter Potenz. Und in der Negativität des Raumes und der Zeit sah er

— wie in der Negativität des Christentums — ihre „Persönlichkeit und Urkraft". „Die Thätigkeit des Raums und der Zeit ist die Schöpfungskraft, und ihre Verhältnisse sind die Angel der Welt."

Und weiter führt Novalis diesen Vergleich der Kraft aus Negativität: „Die Fichtesche Philosophie ist vielleicht nichts als angewandter Christianism." Damit hat Novalis sich selbst die Brücke von seiner spekulativen Philosophie zur Religion geschlagen.

Die Negativität des Christentums besteht in „absoluter Abstraktion, Annihilation des Jetzigen, Apotheose der Zukunft, dieser eigentlichen, bessern Welt"; und eben darin sucht Novalis seine Kraft. Mit Friedrich Schlegel kam er auch in dieser Auffassung überein. Deshalb auch, wie bei Schleiermacher, die unendliche Wehmut der Religion.

Richtig hat Novalis in der Vernichtung der Sünde und alles Glaubens an Buße und Sühne das Wesen des Christentums erfaßt. Von Ethik war ihm die Religion untrennbar. Er citiert Schleiermacher, um zu sagen: Religion ist Moral in der höchsten Dignität. Und wiederum mit Schleiermacher erkennt er Fantasiethätigkeit als ein Wesentliches, Unentbehrliches aller Religion: „Vernunft und Fantasie", sagt er, „ist Religion". Historisch sieht er die Bedeutsamkeit des Christentums in Schaffung des Begriffes einer Menschheit; praktisch ist Beten ihm Religion-Machen. „Predigten sollten eigentliche Gebete sein; der religiöse Sinn betet, wie das Denkorgan denkt." Ich meine, in dem allen erwies Novalis sich als Denker aus protestantischem Geist heraus.

Doch auch der Mystiker bekundete sich in seinem religiösen Empfinden. Nicht der Mystiker, der den Himmel offen sieht und in sphärische Seligkeiten sich versenkt, er war der andre Mystiker, der im Abtöten üppigen Wunschlebens seine Wollust findet. „Die christliche Religion", so heißt es bei Novalis, „ist die eigentliche Religion der Wollust. Die Sünde ist der große Reiz für die Liebe der Gottheit. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit ist der Zweck der Sünde und Liebe." In der Abendmahlssymbolik hat Novalis, wie in seinen Gedichten, so auch in den Fragmenten, solcher wollüstigen Mystik ein ungezügelt Spiel gegönnt. In ihr boten sich ihm Uebergänge von seinen religiösen Vorstellungen zu seiner Naturphilosophie.

Innerliches Erlebnis war Novalis auch die Religion. Der Buchstabe hatte über ihn keine Macht. Wie in „Die Christenheit oder Europa" tritt das in seinen Fragmenten klar zu Tage. „Der heilige Geist ist mehr als die Bibel; er soll unser Lehrer des Christentums sein — nicht toter, irdischer, zweideutiger Buchstabe." Ein Pfingsten in Vereinigung mehrerer Menschen forderte er in Einklang mit seinen pluralistischen Anschauungen zu Neuerweckung der Religion. Ihm war die Gegenwart des heiligen Geistes auf Erden Thatsache des Glaubens. Daher die Annahme, die bei ihm wie bei Schleiermacher wie bei Friedrich Schlegel wiederkehrt, die Bibel sei nicht abgeschlossen. Es müsse ein freies Fabeltum aus christlichem Geiste heraus geben. Immer wieder hat Novalis zu solcher Bibelschaffung Pläne notiert — sie mußten naturgemäß Pläne bleiben. Und was das Wichtigste:

wiederum wie Schleiermacher ist auch Novalis alle Religiosität im Gemüt beschlossen. Darum wird einst alles Religion, weil die Welt am Ende Gemüt wird.

Und weil die Welt am Ende Gemüt wird, wird einst auch alles Poesie werden. Religion und Poesie haben bei Novalis einen Ursprung und ein Ziel.

Aus einer Beschränkung meinte Novalis die Prosa entstanden; er ahnte eine Zeit, in der auch sie aufhören würde, in der aus Beschränkung Durchdringung geworden wäre und alles in Poesie sich wandelte. Auch die Philosophie. Denn nur als Theorie der Poesie hat sie am Ende aller Enden ihm Geltung. Daß die Poesie selbst durchaus ihm nicht Nachahmung der Wirklichkeit bedeutete, daß ihm die naturgetreue Erfassung eines Alltagscharakters noch nicht Charakteristik, daß er ein Uebermaß psychologischer Analyse als prosaisch empfand, daß alle Dichtkunst, frei von allem Alltagsstaub und aller Erdenschwere, durchaus Innerlichkeitsgeboren sein sollte — bei Novalis, dem Romantiker, ist das alles beinah selbstverständlich. Will man von einer Theorie der Dichtkunst bei ihm sprechen, so war sie gleichbedeutend mit einer Theorie des Märchens. Das Märchen war ihm Ziel der Poesie, ein Höchstes. „Das Märchen ist gleichsam der Kanon der Poesie", heißt es bei ihm. Und dieses Märchen selbst, es sollte nur in einem freien Spiel der Fantasie bestehen. Keine Allegorie sollte es beschweren. In Geheimnisstand mußte die Wirklichkeit erhoben werden, um Poesie zu sein. Und in dem l'art pour l'art ist Novalis weitergegangen, als irgend ein andrer deutscher Romantiker. Wohl kann man sagen, er habe in der

Theorie die französischen Dekadenten anticipiert. Er forderte einmal „Erzählungen, ohne Zusammenhang jedoch mit Association, wie Träume. Gedichte, bloß wohlklingend und voll schöner Worte, aber auch ohne allen Sinn und Zusammenhang — höchstens einzelne Strophen verständlich — wie lauter Bruchstücke aus den verschiedenartigsten Dingen“. Diese Zeilen könnte Mallarmé, könnte Maeterlinck geschrieben haben. Es ist die gefährliche Verkupplung der Poesie an die Musik, das gänzliche Verkennen der Wesenheit der Dichtung, das sich an aller Romantik gerächt. Das tiefsinnigste Spiel wurde zu einer Spielerei. Und wiederum ganz modern symbolistisch mutet es an, wenn er, wie so häufig, die Sinneswahrnehmungen aus seinem Universalismus heraus austauscht, wenn er von seinem „Ofterdingen“ fordert: „Alles blau in meinem Buche, hinten Farbenspiel“.

Es ist als wäre die Poesie, die Novalis schließlich zum Maßstab selbst des Lebens setzte, ihm in sich dennoch nicht genug gewesen. Er wollte gleichsam auch die Dichtkunst universalisieren, sie durch ein Wesensbündnis mit den andern Künsten bereichern. Wir wissen, daß solche Bereicherung Verarmung bedeutet hätte. Novalis aber koncipierte, Richard Wagner darin nicht ganz unähnlich, aus solchem romantisch universellen Streben heraus die Idee einer Gesamtkunst. Zu einer, großen Wirkung sollten die Künste zusammenstehn. Und aus der Theorie der einen glaubte er Aufschlüsse über das Wesen der andern zu erhalten. Auch hier vermittelte wie immer der Vergleich: „Sollte Poesie nichts als innre Malerei und Musik sein?

Freilich modificiert durch die Natur des Gemüts.“ Und mit besserem Recht sah er in ihnen allen gleichmäßig eine Idee realisiert und einen Geist — „von innen heraus produciert — die Geisterwelt“.

Dennoch, dieser Universalitätstrieb ist auch für die Dichtung verloren nicht gewesen. Wenn Novalis einmal schreibt: „Eine Landschaft muß man als Dryade und Oreade ansehn. Eine Landschaft soll man fühlen, wie einen Körper“ so ist in diesen Worten — freilich nur angedeutet — doch die Richtung des gesamten modernen Naturempfindens gegeben. Das Aufgehen des modernen Menschen in die Natur, ist es nicht wirklich wie ein Schmiegen des Körpers an den Körper? Hier hat ein Jahrhundert der Dichtkunst und der Malerei zur Wahrheit gemacht, was Novalis vorahnend fühlte. Und es gilt das Gleiche, wenn sich Novalis in der gesamten Körperwelt, in allen menschlichen Verrichtungen und Schicksalen etwas wie Metrum, Rhythmus, Taktschlag offenbarte; wenn ihn das Wort „Stimmung“ dazu führte, musikalischen Seelenverhältnissen nachzuspüren. Und aus seiner künstlerischen, ganz künstlerischen Weltanschauung fällt auch ein eignes Licht auf den Lieblingsgedanken seiner naturphilosophischen Spekulation, den der Erziehung der Natur durch den Menschen zur Moral. Als „Zukunftslehre“ giebt Novalis die Anschauung: „Die Natur wird moralisch sein, wenn sie aus echter Liebe zur Kunst sich der Kunst hingiebt, thut, was die Kunst will; die Kunst, wenn sie aus echter Liebe zur Natur für die Natur lebt und nach der Natur arbeitet ... Sie müssen in sich selbst mit dem andern und mit sich selbst im andern

zusammentreffen." Am Ausgang wie am Ende seiner spekulativen Ideenkonceptionen steht bei Novalis einheitlich die große Einheit.

Ihm selbst aber, der an dem Gedanken der All-Einheit gläubig hing, ihm war es nicht gegeben, auch nur eine Gedankenfolge in ihrem Zusammenhang durchzuführen. Er folgte jeder Ideenassociation, wie ein Kind von einer Blume wahllos zur andern eilt. Ein Wortklang konnte ihn verlocken. Der Zufall war ihm Führer. Er setzte Höchstes neben Gemeinstes, Auserlesenes neben Alltägliches. Wie es ihm grade durch den Sinn fuhr. Er hat Fragmente geschrieben, weil er in Fragmenten dachte. Der Gedankenstrich war ihm die angemessene, überall gerechte Interpunktion. Er dachte in Gedankensprüngen. Ihn lockte Irrlichtartig jede Aehnlichkeit, jeder Vergleich. Wohl hat er einmal gesagt: „als Fragment erscheint das Unvollkommne noch am erträglichsten, und also ist diese Form der Mitteilung dem zu empfehlen, der noch nicht im Ganzen fertig ist und doch einzelne merkwürdige Ansichten zu geben hat" — doch ist das eben nur Versuch der Rechtfertigung seines Persönlichkeitshanges. Es tauchte ihm auch selber das Bedenken auf: „sollte der Fehler, warum ich nicht weiter komme etwa darin liegen, daß ich nicht ein Ganzes fassen und festhalten kann?" Wie dem auch sei: auch in seinem fragmentarischen Wesen war Novalis eine typische Erscheinung seiner Zeit.

Wohl hat er den Versuch gemacht, seine wissenschaftlichen Anschauungen in ein Buch zusammenzufassen. Das sind seine „Materialien zur Encyklopädie". Uni-

verfell sollte es sein, eine Art Bibel, wie er selbst universell war. Was ihm im einzelnen dabei vorschwebte, läßt sich schwer entscheiden. Doch trug sich auch Friedrich Schlegel mit dem Gedanken an eine solche Encyklopädie. Eine Art Wissenschaftslehre in Fichtes Sinn von allen Wissenschaften wollte Novalis darin geben. Er dachte an etwas wie eine wissenschaftliche „Grammatik oder Logik oder Generalbaß oder Kompositionslehre, mit Beispielen". Auch läßt sich stellenweise das Bestreben, einen Gedanken durch verschiedene Wissenschaften weiterzudenken, nicht verkennen. Doch blieb das Ganze fragmentarisch und jede Einzelheit Fragment.

Ich habe die Grundanschauungen nur zu charakterisieren gesucht, aus denen diese Fragmente, freilich durchaus nicht widerspruchslos, erwachsen sind. Gleichsam den Stamm des Baumes. Er trägt viel farbige, bunte Märchenblüten, Blüten der Laune und der Sehnsucht. Er hat auch eine Frucht getragen. Sie heißt, Selbsteinkehr.

X.

Blaue Blume! Durch Waldesdunkel, eine Bergschlucht dann, durch einen in den Felsen gegrabenen Gang, durch ein Wasserbecken und einen leuchtenden Strom führt der Weg zu ihr, — ein Traumweg, den ein Dichter im Traum beschreitet. Sehnsucht ist sie und Sehnsuchtserfüllung. Heinrich von Ofterdingen, der sie erschaut, ist ihr im Leben dann beseligt verfallen. Sein Erdenwallen wird zu einem Finden, Verlieren und Wiederfinden der Sehnsuchtsblume. Die Sehnsucht wird Liebe und die Liebe Sehnen.

Blaue Blume! Es ist, als hätte Novalis sein ganzes Sein in dieser blauen Blume, in der ein zartes Mädchenantlitz schwebt, verdichtet. Und wie er selbst nicht nur ein Romantiker, sondern der deutsche Romantiker gewesen, so wurde seine blaue Blume zum Wesensausdruck der Romantik überhaupt. In ihrem Minnedienste fanden alle Romantiker, auch die Nachgeborenen, wie verschiedne Wege sie immer gingen, einmütig sich zusammen. Und der ihr Symbol geschaffen, hat selbst im „Ofterdingen" auch ihr tiefsinnigstes Lied gedichtet.

Blaue Blume! Die Erinnerung an die eigne

Jugend schwebt darüber. Träume wachen auf, ganz hold und thöricht, die eine kindliche Sehnsucht geboren, die — tausendmal verlacht, die Sehnsucht dennoch wieder sucht. Träume, die daran mahnen, wieviel uns in der ersten Blüte gewelkt, gestorben ist.

In den Jahren 1799 und 1800 hat Novalis seinen „Ofterdingen" geschrieben. Auf die Freiberger Zeit war eine Bethätigung auf den kursächsischen Salinen, deren Direktor sein Vater war, für Novalis gefolgt. In Artern, einer dieser Salinen, in der Goldenen Aue, nahe dem Kyffhäuser gelegen, wo Novalis den Spätherbst und das Ende des Jahres 1799 in stiller Zurückgezogenheit verbrachte, ist ihm der große Teil des ersten Buches „Die Erwartung" erstanden. Im April 1800 durfte er Friedrich Schlegel die Vollendung dieses ersten Teiles melden. Der zweite ist über skizzenhafte Anfänge nicht gediehen. Das Ganze blieb Fragment.

Im Sommer 1799 hatte Novalis in Tieck den Freund gefunden. „Deine Bekanntschaft," so hat er ihm damals geschrieben, „hebt ein neues Buch in meinem Leben an. An dir habe ich so manches vereinigt gefunden, was ich bisher nur vereinzelt unter meinen Bekannten fand. Wie meine Julie mir von allen das Beste zu besitzen scheint, so scheinst auch du mir jeden in der Blüte zu berühren und verwandt zu sein. Du hast auf mich einen tiefen, reizenden Eindruck gemacht. — Noch hat mich keiner so leise und doch so überall angeregt wie du. Jedes Wort von dir versteh ich ganz. Nirgend stoß ich auch nur von weiten an. Nichts Menschliches ist dir fremd —

du nimmst an allem teil — und breitest dich leicht wie ein Duft gleich über alle Gegenstände und hängst am liebsten doch an Blumen." Und in der That, vergleicht man die „Genoveva" mit dem „Ofterdingen", so überrascht die Fülle intimer Aehnlichkeiten. Und Dorothea Veit, die scharfe Beobachterin, schrieb im November 1799 an Schleiermacher: „Er (Hardenberg) ist so in Tieck, mit Tieck, für Tieck, daß er für nichts anderes Raum findet ... Tieck treibt die Religion, wie Schiller das Schicksal; Hardenberg glaubt Tieck, ist ganz und gar seiner Meinung." Religiöse Ideen aber brauchte Novalis wahrlich nicht von Tieck zu erborgen. Der Dichter des „Ofterdingen" fand vor allem den Verfasser des „Sternbald" in Tieck.

Es ist die gleiche Welt, die sich im „Ofterdingen" wie im „Sternbald" wie in der „Genoveva" aufthut: das deutsche Mittelalter, nicht historisch, sondern in Sehnsucht erfaßt. Aus dem Wunsch nach Ruhe und Frieden eine Welt erschaffen, in deutschem Gewande eine Märchenwelt, gleichviel ob Kaiser Friedrich, der Hohenstaufe, oder Kaiser Karl der Große oder Dürer jeweilige Zeitgenossen sind. Der Ton selbst der Erzählung soll dieses Zeitbild suggerieren. Den hätte Novalis besser freilich als von Tieck von Wackenroder lernen mögen. Von wem er aber auch gelernt hat, er hat sie beide unendlich übertroffen. Und ein andres kommt dazu: wie der „Sternbald" ist auch der „Ofterdingen" eine Wanderfahrt ins Reich der Kunst.

Neben den „Sternbald" trat „Wilhelm Meister" als äußerlich anregendes, zu eigner Gestaltung drängendes Element.

Novalis hat „Wilhelm Meister" geliebt, wie wohl kein zweites Buch. Er war ihm der Roman schlechthin, ohne Beiwort. Immer wieder hat er ihn gelesen, auf eignes Schaffen hin, als Lernender, zersetzt. Und in diesem beinah leidenschaftlichen Ergründen trat der Umschwung ein. Mit größerer Klarheit über sein eignes Wollen wurde ihm die Wesensverschiedenheit der Weltauffassung deutlich. Im „Wilhelm Meister" siegte — seinem jugendlichen Empfinden nach — kühle Lebensprosa über die Poesie. Und leidenschaftlich wie er einst das Buch verehrt, warf er nun den Bannstrahl des Romantikers dagegen. „Ein fatales und albernes Buch, so pretentiös und pretiös" nannte er es, „einen nobilitierten Roman, ein Candide gegen die Poesie gerichtet." „Die Poesie ist der Arlequino in der ganzen Farce." Und in scharfer Gegensätzlichkeit dazu entstand ihm — durch den Gegensatz sicherlich mit hervorgerufen — der Plan zu seinem „Ofterdingen". War „Wilhelm Meister" eine Verherrlichung der Lebensprosa gegen die Poesie, so sollte „Ofterdingen" die schrankenlose Verherrlichung der Dichtung werden. Das ist das Eine.

Und andrerseits. In seiner zersetzenden Ergründung des „Wilhelm Meister" machte Novalis die feine und kluge Entdeckung, daß dieselben Gestalten als immer neue Personen, in neuer Wesensoffenbarung immer wiederkehren. „Lothario ist nichts als die männliche Therese mit einem Uebergang zu Meister. Natalie die Verknüpfung und Veredlung von der Tante und Therese. Jarno macht den Uebergang von Theresen zum Abbé. Meister ist eine Verknüpfung von Oheim und Lothario" u. s. f. Natalie und Therese galten ihm

als „dasselbe Individuum in Variationen". „Alle Menschen", schreibt er ein andermal, sind „Variationen eines vollständigen Individuums d. h. Einer Ehe ... Wenn eine so einfache Variation, wie Natalie und die schöne Seele schon ein so tiefes Wohlgefühl erregt, wie unendlich muß das Wohlgefühl dessen sein, der das Ganze in seiner mächtigen Symphonie vernimmt?" Diese Symphonie suchte Novalis in seinem „Ofterdingen" mit vollen Chören zu komponieren. Es sind immer dieselben Menschen, die in immer neuer Lebensverkleidung, mit neuen Schicksalsgewändern angethan, wiederkehren. Immer neue Offenbarungen weniger Charaktere. Und Novalis hat dies tiefsinnige Variationenspiel in seiner Weltanschauung begründet und „in Geheimnisstand erhoben". So wurde „Heinrich von Ofterdingen" der Roman der Seelenwanderung. „Warst du schon einmal gestorben?", fragt Heinrich. „Wie könnt ich denn leben?" lautet naiv, tiefsinnig die Antwort, die ihm wird.

Heinrich von Ofterdingen wird durch innere Berufung, der ganz die äußere Lebensführung sich anbequemt, zum Dichter; das ist der erste, abgeschlossene Teil des Romans. Die Wirklichkeit wird zum Gedicht, das war das Thema des zweiten Buchs, zu dem nur Skizzen und Entwürfe vorhanden sind. Vermittelnd zwischen beiden steht das Märchen. In seiner Gesamtheit war der Roman ganz aus Novalis' mystischer Weltanschauung heraus geboren. Und diese Weltanschauung, soweit sie für Lebensführung entscheidend ins Gewicht fällt, hat Novalis selbst in den Worten des Romans gegeben: „Schicksal und Gemüt sind Namen eines Begriffes". Oder, um es ganz klar zu fassen: die

äußere Entwicklung, die Lebensfügungen des Menschen, sind mit der innern eins. Das Gemüt zeichnet die Wege, die dann die Wirklichkeit beschreiten muß. Wie im „Wilhelm Meister" das Schicksal oder seine Stellvertreter das verhängen, was für die Entwicklung des Menschen just am schicklichsten erscheint.

Aeußerlich genommen, ist der erste Teil des „Heinrich von Ofterdingen" eine Reise, die der junge Heinrich mit seiner Mutter, in Begleitung von Kaufleuten, von seiner Heimatsstadt Eisenach aus nach Augsburg, der Wohnstätte seines Großvaters, unternimmt. Sie kommen auf der Reise auf eine Ritterburg, treffen dort eine Morgenländerin, sie kommen mit einem Bergmann zusammen und finden in einer Felsengrotte einen Einsiedler. In einem Fest zu Augsburg, in Liebe und Treuegelöbnis Heinrichs zu Mathilde, Klingsohrs Tochter, findet diese Reise und damit der erste Teil des Romans den Abschluß. Aeußerlich, die denkbar größte Einfachheit.

Innerlich bedeutet diese selbe Reise das Werden Heinrichs, die Selbstoffenbarung seines Dichtertums. In den Erzählungen der Kaufleute klingt das Leitmotiv des Buches, die Herrlichkeit der Dichtkunst, gleich bestimmend an. Von Arion wissen sie zu berichten und von dem jugendlichen Sänger, dem in Liebe die Königstochter sich neigt, und dem mit ihr der Thron des Landes zufällt. In die Welt der Kreuzzüge führt das Leben auf der Ritterburg, und damit thut das Bereich der Geschichte sich auf. Die entgegengesetzten, gleichberechtigten Anschauungen, ein wesentliches Charakteristikum aller Geschichte, geben sich in den Gesprächen

mit den Rittern und mit der Morgenländerin andrerseits. Der Bergmann bahnt Naturverständnis und Naturstudium an. Wiederum führt der Einsiedler, der Graf von Hohenzollern, in die Welt der Geschichte zurück, das Motiv der Dichtungsverherrlichung wird wieder angeschlagen. Es findet vollen Durchbruch und Vollendung zugleich in Klingsohr und den Gesprächen mit ihm. Abschließend heißt es da: „In der Nähe des Dichters bricht die Poesie überall aus. Das Land der Poesie, das romantische Morgenland, hat Euch mit seiner süßen Wehmut begrüßt; der Krieg hat Euch in seiner wilden Herrlichkeit angeredet, und die Natur und Geschichte sind Euch unter der Gestalt eines Bergmanns und eines Einsiedlers begegnet." Mit einem Wort: das äußere Geschehen ist inneres Werden. Und hat Heinrich von Ofterdingen eingangs des Buches von der blauen Blume geträumt, so findet er sie in Mathilden. Freilich, er weiß nicht, daß er sie gefunden. Die Sehnsucht ist zu Liebe geworden, hat sich zu Liebe verklärt. Mathildens Seele ist wie die der Königstochter (die mit ihr eins ist) „ein zartes Lied geworden, ein einfacher Ausdruck der Wehmut und Sehnsucht". So findet Ofterdingen in Mathilde die Seele seiner Dichtung. Und dieser einfache Ausdruck der Wehmut und der Sehnsucht, er ist auch — was immer man dagegen hat sagen mögen — die Seele von Novalis' eigner Dichtung.

Ein Buch der Seelenwanderung, dieser „Heinrich von Ofterdingen". Wie lang Bekannte grüßen sich Gestalten, die sich zum ersten Mal begegnen. Der erste Anblick Heinrich von Ofterdingens ruft der Morgen-

länderin das Bild ihres Bruders, des Dichters, aus dem Schoß der Erinnerung wach. „Mich dünkt", sagt Mathilde, als Heinrich sie in seine Arme schließt, „ich kennte dich seit undenklichen Zeiten". Und freundbekannt tritt Cyane ihm entgegen, und, eh er ein Wort an sie gerichtet, ist ihm ihr ganzes Wesen und Thun befreundet. Im Grafen von Hohenzollern sollte Heinrich seinen Vater in gewandelter Gestalt wiedererkennen. Und er findet in dessen Einsiedelei ein Buch, in dem er sein eigenes Selbst erblickt und neben sich die Gestalten derer, mit denen das Leben ihn zusammengeführt hatte oder noch vereinen sollte. Das alles, diese Wiederkehr vertrauter Seelen, dies Wiederfinden des Einen im Andern, es giebt den Menschen ein typisches Gepräge von wundersamer, magischer Kraft. Und typischer noch wird der Typus, wo Novalis die Erzählung in Liedform übergehen läßt. Der Sänger, von dem die Kaufleute erzählen, hat seine ganz individuelle Kindheitsgeschichte. Doch wie er selbst dem König im Liede seine Geschichte giebt, da hat sie sich in die ganz typische des Sängers, jedes Sängers umgewandelt. Auch ist Heinrich von Ofterdingen nicht ein Dichter, er ist der Dichter, der aller Zeiten gelebt und aller Zeiten wiederkehren wird.

Es finden sich die Seelen wieder, und das Gemüt ist Schicksal. Darum ist dem Ahnungsvermögen in diesem Buch eine so wundersame Kraft gegeben. Die Ahnungen sind „die Engel, die uns hier sicher geleiten". Und zum Ewigkeitszug, zum Heimatsrufe wird die Liebe. In dem Gespräch zwischen Heinrich und Mathilde, in dem ein Innigstes und Feierlichstes der

Dichtung keuſch ſich giebt, tönen die Stimmen der Ewigkeit in das Liebesſtammeln. Zwei Seelen finden ſich da zuſammen, über Tod und Diesſeits hinaus. Zur Weisſagung wird dieſe Liebe. Und wenn es an andrer Stelle einmal heißt: „Wo gehen wir denn hin?“, und die Antwort lautet: „Immer nach Hauſe“, ſo iſt damit ein Weſentliches, der Ewigkeitszug des Buches ausgeſprochen.

Und wieder charakteriſiert ſich dieſer Roman darin, daß er im Rahmen eines Zeitenbildes das Zeitenloſe, die Ewigkeiten giebt.

Das deutſche Mittelalter, als Zeit der Sammlung, Frömmigkeit und Herzenseinfalt, bildet äußerlich den Rahmen. Zu einem Kreuzzug rüſten ſich die Ritter; am Hofe Friedrichs II., des Hohenſtaufen war Ofterdingen ſpäter eine welthiſtoriſche Rolle zugedacht. Aber ſelbſt in dieſer Zeit der Sehnſucht ſpricht der Bergmann — ein ganz naiver, ſicherlich nicht beabſichtigter Zug — von ſeinem Meiſter als einem Mann „aus der alten Zeit, nach dem Herzen Gottes“. Und ähnliche, unbeabſichtigte Naivetäten wiederholen ſich auch ſonſt vielerorten, zumal wenn Heinrich die Geliebte bittet: „ach! ſchwör es mir noch einmal, daß du ewig mein biſt; die Liebe iſt eine endloſe Wiederholung“: — ein Gedanke, den Novalis für Heinrich denkt, und den Heinrich für Novalis ausſpricht.

Es iſt nach unſern Begriffen wenig gethan, dieſe Zeit als ſolche äußerlich zu charakteriſieren. Nur in dem Hängen der Menſchen an altem Hausrat und überkommenen Gerätſchaften, in der Enge, in die die Häuslichkeit einſpinnt, giebt ſich ein individueller, doch

eben auch nur die Sehnsucht bestimmender Zug. „Lieblich" erscheint die Armut. Umso stärker aber ist innerlich durch Mittel der Sprechweise und des Stils ein Zeitenbild vermittelt. Ganz innig, ganz naiv ist diese Sprache. Nur auf das Wesentliche ist sie bedacht, der äußern Verhältnisse, der äußern Motivierungen ist niemals Rechnung getragen. Es sprechen „die Kaufleute". Nirgends ist der Versuch gemacht, die Sprechweise individuell zu färben. Der Mann aus dem Volke redet wie der Graf; der Dichter Klingsohr spricht ganz wie der Kaufherr. Aller Sinne sind nur auf eines, oder in verschiednem doch auf eins gerichtet. Es ist die Sprache der Seelen, nicht der Menschen. Aber gerade von diesem Einklang geht ein Zauber aus, dies Zeitenbild der Sehnsucht zu übermitteln. Und von wundersamer Keusche ist der Stil, sind kraft seiner die Gestalten. Wohl kann man auch im „Ofterdingen" den wollüstigen Zug des Novalis leise spüren, wenn sich die Welle wie ein zarter Busen an den träumenden Ofterdingen schmiegt, und die Flut als eine „Auflösung reizender Mädchen" ihn umkost — „Wollust der Wasserberührung" hatte Novalis in den Fragmenten einst notiert — doch läßt ein keuscheres Buch sich schwerlich denken. Heinrich von Ofterdingen ist der Keusche. Er muß es sein, weil er ganz Seele ist. Und in dieser rein innerlichen Darstellung gab Novalis neben der Suggestion der guten, alten Zeit zugleich ein Wesenhaftes seines Themas, der Verherrlichung der Poesie. Denn in der Dichtung ist alles innerlich, wie es im „Ofterdingen" heißt. In dieser Beziehung mit den andern Künsten verglichen, wird ihr der Vor-

rang eingeräumt. Und charakteristisch ist es, wenn Novalis in diesem Streben ein Wort wie „Gefühligkeit" zu prägen versucht. Von der „zarten Gefühligkeit", die die Natur einst besessen und die ihr verloren gegangen, ist da die Rede.

Diese „alte" Zeit aber ist zugleich die Zeitenlosigkeit. War es Novalis Postulat, daß der Roman in Märchen übergehen müsse, so auch die Zeit in Ewigkeit. Die sollte der zweite Teil, die sollte das Märchen schon „verwirklichen". Und bezeichnend treten, gleichsam ganz selbstverständlich, Motive verschiedenster Perioden gleichberechtigt neben einander. Das Kyffhäuser- neben das Arionmotiv neben andre aus der Vorstellungswelt der Kreuzzüge, — Motive, die die Romantik nach Novalis und im Anschluß an ihn nicht müde wurde zu wiederholen. Und vielsagend ist es, daß der Sänger in der Erzählung der Kaufleute den Ursprung der Welt, die allmächtige Sympathie der Natur, das goldene Zeitalter und seine Wiederkehr zum Thema seines Liedes nimmt. Denn wenn der zweite Teil Natur und Wirklichkeit in Dichtung wandeln sollte — es war das nichts anderes als eine Rückkehr des goldnen Zeitalters, die Novalis immer wieder mit Hemsterhuis erträumte.

Und gleichsam zum Symbol inbrünstiger Naturerfassung ist bei Novalis ein Edelstein geworden, den auch Tieck in seiner „Genoveva" in ganz demselben Sinn verwendet hat: der Karfunkel. „Es ist dem Stein ein rätselhaftes Zeichen tief eingegraben in sein glühend Blut, er ist mit einem Herzen zu vergleichen, in dem das Bild der Unbekannten ruht." Individuelle

Liebe muß sich immer wiederfinden in universeller Liebe zu der Natur.

In „Heinrich von Ofterdingen" hat Novalis seine gesamte Naturauffassung in ihren wesentlichen Zügen niedergelegt. Sogar der Wernersche Neptunismus kommt bei Beschreibung der Einsiedlergrotte und in dem Lied des Königs „Gold" zu seinem Recht. Der Gedanke, daß der Mensch zur Erziehung der Natur berufen sei, wird zu einem Grundgedanken des Romans. Ein Boden, den alte Kultur, erbeingesessen, bewirtschaftet hat, spricht eigen von Menschenwirken. „Die Natur scheint dort menschlicher und verständlicher geworden." „Eine allmähliche Beruhigung" durch Menscheneinfluß ist bereits in ihr zu spüren; sie ist in weitrem Fortgang Entwicklungsziel. Es wird eine Zeit geben, in der es in der Natur nur Eine Kraft giebt, die Kraft des Gewissens. dann wird die Natur züchtig und sittlich geworden sein. Im zweiten Teil sollte auch das Ereignis werden.

Vermittelnd zwischen dieser Zeitenlosigkeit und jener goldnen Zeit, in die der zweite Teil ausklingen sollte, steht das Märchen. Wenn Novalis in den Fragmenten vom echten Märchen einmal gefordert hat, es müsse zugleich prophetische Darstellung sein, so erfüllt es damit Aufgabe und Zweck.

Schwer verständlich und nicht ganz zu deuten ist dieses Märchen. Novalis aber wollte es auch nicht in allen Einzelheiten gedeutet wissen. „Ein Märchen", schreibt er einmal in den Fragmenten, „ist wie ein Traumbild, ohne Zusammenhang. Ein Ensemble wunderbarer Dinge und Begebenheiten, z. B. eine

musikalische Fantasie, die harmonischen Folgen einer Aeolsharfe, die Natur selbst." Als ein freies Spiel der Fantasie giebt dieses Märchen sich zunächst; nicht ist jeder Gestalt eine allegorische Rolle zuerteilt. Und an Friedrich Schlegel hat Novalis, das Dunkel nicht eben erhellend, geschrieben: „die Antipathie gegen Licht und Schatten, die Sehnsucht nach klarem, heißem, durchdringendem Aether, das Unbekanntheilige, die Vesta in Sophien, die Vermischung des Romantischen aller Zeiten, der petrificierende und petrificierte Verstand, Arctur, der Zufall, der Geist des Lebens, einzelne Züge bloß als Arabesken — so betrachte nun mein Märchen."

Ganz klar ist eines: in Herstellung des goldenen Zeitalters und damit ächt prophetisch auf den zweiten Teil klingt dieses Märchen aus. Als Zeit der Liebe und Befreiung von Erdenschwere kündigt das sich an, und, charakteristischer für Novalis, den Romantiker, darin, daß Sophie, „das Heilige, Unbekannte" Priesterin aller Herzen wird. Herbeigeführt wird diese Welterlösung durch die Fabel, die Dichtung, — das gesamte Thema des Romans liegt darin. Ihr stehen entgegen der Schreiber, offenbar Symbol der erdgebeugten, in niederem Fleiß arbeitenden Wissenschaft, und die Mütter, die in finstrer Höhle dumpf, mechanisch, schattenbefangen die Todesschicksale spinnen. Brüderlich kämpfen Eros, die Liebe, und Ginnistan, die Fantasie, des Mondes holde Tochter, mit Fabel in dem Befreiungskampfe. Die irdische Sonne erlischt, ein Weltbrand schmilzt das Eis, das Arctur und seine Tochter gefangen gehalten. Schauplatz des Märchens

ist das Universum. Arctur sollte im zweiten Teil sich in Saturn verwandeln, und Saturns Wiederkehr eben ist nach alter Sage die goldene Zeit.

Die „Erfüllung" sollte der zweite Teil des „Ofterdingen" heißen. Er setzt mit der vollzogenen Trennung Heinrichs von Mathilden, die schon der Traum, der Heinrich ängstete, geweissagt hatte, ein. Dieser Trennung sollte ein Wiederfinden beschieden sein, dies Wiederfinden sollte gleichzeitig zur Erfüllung der Mission der Dichtkunst werden.

Vieles im ersten Teil hatte auf diesen zweiten schon vorbereitet. Als große Wirklichkeitsdichtung hatte Klingsohr in dem Gespräch mit Ofterdingen den Krieg bezeichnet; das sollte im zweiten Teil zu weittragendem Motive werden. In der Natur hatte er den Poeten, der sie freilich nicht zu allen Zeiten ist, gekennzeichnet: in der „Erfüllung" sollte sie es durchaus sein. Darum mußte Novalis in diesem zweiten Teil über die Seelenwanderung gleichsam noch hinauszugreifen streben: geheimnisvolle Verknüpfung aller Naturwesen mußte in Erscheinung treten. Ueber die Grenzen der Naturreiche, aber auch über die der Zeiten hinaus mußte solche geheime Verwandtschaft sich erstrecken. Gestern sollte heut und sollte morgen sein. Klingsohr war niemand anderes als jener König von Atlantis, von dem die Sage erzählt hatte. Edda, die blaue Blume, die Morgenländerin, Mathilde waren eins. Der Bergmann war der Antiquar und zugleich — das Eisen. Kaiser Friedrich war Arctur und Arctur Saturn. Die Wirklichkeit war Fabel, Ereignis war die goldne Zeit.

In bereits von Novalis skizzierten Phasen sollten

dieſe Wandlungen ſich vollziehn. In einem Kloſter ſollte Ofterdingen Einkehr finden und damit in dem Totenreich. Die Kloſterherren waren Tote. Italien und Griechenland (Heldenzeit und Altertum, — ſicher wieder in kecker Durchdringung aller Zeitperioden) ſowie das Morgenland ſollten ihm Schauplatz und Entwicklungsſtadien ſein. Am Hof des Kaiſers Friedrich ſollte er in politiſcher Bethätigung ſeine letzte Phaſe vollenden. Ueber ſein Auftreten beim Streit der Sänger auf der Wartburg, war Novalis ſich noch im Ungewiſſen. Er ſollte dann heimfinden in das Land der Dichtung, in Sophiens Land, in eine allegoriſche Natur. Dieſe allegoriſche Natur war aber zugleich die ſittliche. In dem ausgeführten Eingang des zweiten Teils iſt darauf hingedeutet, daß der wahre Geiſt der Fabel eine freundliche Verkleidung des Geiſtes der Tugend, daß die Stimme des Gewiſſens die Stimme der Dichtung ſei. So mußte es Wahrheit werden, was Novalis immer vorgeſchwebt hatte, daß „die Welt und ihre Geſchichte ſich in heilige Schrift verwandelt," — es hätte in eigenartigem, anderem Sinne Wahrheit werden können, das Wort, das Friedrich Schlegel an Schleiermacher ſchrieb: „Hardenberg fehlt uns zwar, aber ich hoffe, du oder ich wecken ſeine Eiferſucht, und er ſchreibt eine Bibel oder einen Roman."

Eine müßige Frage, ob oder wie weit Novalis dieſe ſelbſtgeſteckte Aufgabe dichteriſch zu bewältigen vermocht hätte. Auch dieſer „Heinrich von Ofterdingen", der übrigens ſelbſt nur einen Roman unter vielen bilden ſollte, iſt recht eigentlich ſeinem Weſen nach Fragment. Und es klingt wie eine Warnung vor

jedweder Urteilsbestimmung, wenn Friedrich Schlegel kurz nach Novalis' Tode seinem Bruder schrieb: „Hardenbergs Mitteilungen über den zweiten Teil können nun vollends garnichts gelten; noch den letzten Tag sagte er mir, daß er seinen Plan ganz und durchaus geändert habe."

Als Fragment aber angesehen, scheint mir „Heinrich von Ofterdingen" ein Bestes deutscher Romantik überhaupt. Man soll nicht sagen, diese Charakteristik ist nicht scharf. Es heißt das an Filippo Lippi tadeln, daß seine Gestalten nicht den Knochenbau der Dürerschen besitzen. Das Geheimnisvolle forderte auch Novalis, der Theoretiker, in den Fragmenten als wesentliche Eigenschaft poetischer Charaktere. Auf Individualisieren war er nicht aus. Wundersam zwingend aber ist die Stimmung dieser Dichtung. Es ist etwas in ihr, das mutet wie ein Begehen seelischer Feste an.

Eine eigne Welt ersteht, die des Gemütes. Ahnende Wunder blicken großäugig auf.

Es ist wie das Sprechen eines Kindes, treu, innig, schlicht. Und es ist der letzte Trost aller Weisheit darin: ahnend verliert die Seele sich ans All.

XI.

Im Sommer 1798 hatten die Romantiker in Dresden sich das Stelldichein gegeben. Es war die große Revue, die feierliche Machtentfaltung. Die Dresdner Gallerie wurde zum Tempel erhoben, in dem die neuen Propheten ihres selbstgegebnen Amtes walteten. Bei Fackelschein wurden die Antiken gelegentlich besichtigt, und damit auch die Ironie, die heilige, zu ihrem Rechte käme, war Böttiger aus Weimar, als litterarischer Harlekin dazu entboten. Es war in dem romantischen Schauspiel der vierte Akt; ihm sollte jähe Auflösung und trübes Ende folgen.

Den guten Dresdnern, dem Körnerschen Kreise voran, war solch feierliches Gebaren, die Anmaßung der jungen Leute, den Zeitgeist eigenschöpferisch zu redigieren, ein Greuel und Quelle der Erheiterung zugleich. Körner fand nunmehr, daß Wilhelm Schlegel „eine gewisse Geschmeidigkeit im Umgange, die ihn sonst genießbarer machte, verloren und gleichwohl nicht Geist genug habe, um für das Anmaßende und Schneidende seiner Urteile (treue Wiederholung Schillerscher Proklamation) zu entschädigen". „Dergleichen mystisches Geschwätz, als Tieck und die Schlegels für hohe Weisheit

verkaufen", mochte der Alte nicht. Und Dorothea Stock meldete in das Schillersche Lager, zu Händen der Frau Hofrätin Schiller: „Schlegels hatten die Gallerie in Besitz genommen und haben mit Schelling und Gries fast jeden Morgen da zugebracht. Sie schrieben auf und docierten, daß es eine Freude war ... Auch Fichten weihten sie in die Geheimnisse der Kunst ein. Du hättest lachen müssen, liebe Lotte, wenn du die Schlegels mit ihm gesehen hättest, wie sie ihn herumschleppten und ihm ihre Ueberzeugung einstürmten". An Grund zum Lachen mag's da freilich gefehlt nicht haben.

Und doch war's eine neue Weltauffassung, die sich unter solchem gespreizten Benehmen und Gehaben bekundete. Ein Durch- und Gegeneinander von Ideen: Universalismus und Tendenz zu altdeutscher Art, Kosmopolitismus neben Deutschtum, Fichtesche Philosophie und Schellingscher Spinozismus, religiöse Anschauungen und Tastversuche zu neuer, radikaler Moral, romanischer Formenreichtum und innige Simplicität — und das alles dennoch eine große Einheit in allen Gegensätzen. Diese Einheit war die Kunst, zur Lebensanschauung erhoben, die Kunst als Lebensprinzip. Das allein Reale, die Kunst. Daseinszweck, die Kunst. Lebensnorm für Individualitäten wie für Völker, die Kunst. Eine Religiosität, eine Philosophie, eine Ethik, eine Politik, eine Physik der Kunst. Alles in Kunst, und für Kunst alles. Auf Erden eine Republik der Kunst, ein Kunstwerk auch das Universum. Wie es in „Lovell" heißt: „alles recht Gute und Verständige müßte immer ein Gedicht sein".

„Um aber doch etwas zu thun", schrieb Friedrich Schlegel an Schleiermacher, „haben wir Hardenberg zum Sympropheten citiert."

Und als Symprophet fand Novalis, von Freiberg herüberkommend, in dem Dresdner Kreis sich ein. Es ging ein stiller Zauber von seiner Persönlichkeit, von seinem Umgang aus.

Ich habe oftmals vor dem Bilde des Novalis, das im Besitz der freiherrlich Hardenbergischen Familie ist, gestanden und mich in diese kindlichen Züge, in diese dunklen Augen versenkt. Und die nunmehr auch verewigte Freiin Caroline von Hardenberg hat mir davon erzählt, wie Tieck, lange Jahre nach Novalis' Tode, dies Bild in ihrem Beisein gesehen und wie er bei seinem Anblick in Thränen ausgebrochen sei. Und Tieck hat selbst des Freundes Bild gezeichnet: „Novalis war groß, schlank und von edlen Verhältnissen. Er trug sein lichtbraunes Haar in herabfallenden Locken, welches damals weniger auffiel, als es jetzt geschehen würde; sein braunes Auge war hell und glänzend, und die Farbe seines Gesichtes, besonders der geistreichen Stirn, fast durchsichtig. Hand und Fuß war etwas zu groß und ohne feinen Ausdruck. Seine Miene war stets heiter und wohlwollend ... Der Umriß und der Ausdruck seines Gesichtes kam sehr dem Evangelisten Johannes nahe, wie wir ihn auf der herrlichen großen Tafel von A. Dürer sehn, die Nürnberg und München aufbewahrt".

Es ist im Grunde derselbe Vergleich, wenn Steffens sich durch Novalis' Anblick an jene Christen gemahnt fühlte, die sich auf eine schlichte Weise darstellen.

„Seine feinen Lippen, zuweilen ironisch lächelnd, für gewöhnlich ernst, zeigten die größte Milde und Freundlichkeit. Aber vor allem lag in seinen tiefen Augen eine ätherische Glut". Und Steffens rühmt die wunderbare Anmut seiner Sprache und bezeugt, daß wenige Menschen ihm für sein ganzes Leben einen so tiefen Eindruck hinterlassen hätten. „Aus einer tiefen Vergangenheit des Geistes, aus einer ursprünglichen, welche sich in der thätigen Gegenwart nur unklar zu äußern vermag, heraus, schien Novalis zu sprechen wie zu schreiben."

Und Henriette Mendelssohn schrieb an Dorothea Veit: „Ich habe Hardenberg gesehen, liebe Veit; damit muß ich nur gleich anfangen; denn etwas Interessanteres giebt es für mich nicht. Diese feine Gestalt, diese verklärten Augen (sie sind kleiner, aber noch verklärter als Schlegels) — diese reizende Freundlichkeit in allen Zügen sind wirklich bezaubernd. — — So muß ich wieder einmal einen abgebrochenen Pfeil im Herzen tragen, denn verliebt bin ich."

Und über den neu citierten Sympropheten schrieb Friedrich Schlegel: „Er hat sich merklich geändert, sein Gesicht selbst ist länger geworden und windet sich gleichsam von dem Lager des Irdischen empor, wie die Braut zu Korinth. Dabei hat er ganz die Augen eines Geisterſehers, die farblos geradeaus leuchten. Er sucht auch auf dem chemischen Wege ein Medikament gegen die Körperlichkeit (mittelst der Ekstase), die er dann doch für eine Sommersprosse in dem schönen Geheimnis der geistigen Berührung hält." Aus diesen scherzenden Worten blickt das Bild der Schwindsucht.

Auch Dorothea Veit, die sich anfänglich wohl von seiner sinnlich-übersinnlichen Art abgestoßen fühlte, hat sich später mit ihm ausgesöhnt. „Hardenberg", schrieb sie, „ist hier (in Jena, Nov. 1799) auf einige Tage. Sie müssen ihn sehen; denn wenn Sie dreißig Bücher von ihm lesen, verstehen Sie ihn nicht so gut, als wenn Sie einmal Thee mit ihm trinken. Ich rede nur von der reinen Anschauung, zum Gespräch bin ich gar nicht mit ihm gekommen, ich glaube aber, er vermeidet es." Und dann ein halb Jahr später: „Hardenberg rechne ich mit, der soll auch kommen; ich habe jetzt mehr Vertrauen zu ihm als anfangs, wo ich mit Carolinens Hilfe alles schief ansah und die Schuld war, daß mich wieder alles schief ansah. Sie, Friedrich, Ritter und Hardenberg! Wenn ich mich nicht gewöhnen werde, jede Mahlzeit als ein Liebesmahl zu betrachten, so werde ich nimmermehr den Mut haben, mit Euch an einem Tisch und aus einer Schüssel zu essen."

Das war es, was den Zauber seines Umgangs machte: er war gewöhnt, im Sprechen zu produzieren. Er brauchte die Anregung des gesprochenen Worts. Sprechen war ihm zum Denken unentbehrlich. An Widerrede und Widerlegung entzündete er sich. Dann trat er ganz aus sich heraus. Dann stürmten die Gedanken auf ihn ein. Er sprühte dann Geistreichigkeiten und Paradoxen. Er fand die Vergleiche, die anomalen Zusammenhänge, die das wundersame Gewebe seiner innern Welt darstellten. Er hat es selbst zu wiederholten Malen bekannt: „ich produziere am meisten im Gespräch." Bei seiner ganz innerlichen Art erscheint das seltsam. Doch war es eben die Zeit, in der man

sich noch nicht in unserm Sinne abschloß, die Zeit der Freundschaften und der Herzensvertraulichkeiten.

Und man hat sich dies feuersprudelnde Gespräch im reinsten sächsischen Dialekt vorzustellen. Seine ihm eigentümliche Orthographie ist des Zeuge. Auf einer Fußpartie in den Harz (Juni 97) erriet ein Führer ohne weiteres seine Heimat „Weißenfels" aus seiner Mundart. Doch macht sich auch in dem Stil, in dem die Fragmente geschrieben sind, dies Produzieren im Sprechen mit andern oder auch im Selbstgespräch durchgehend kenntlich. Er hat selbst einmal gesagt: „Die meisten Schriftsteller sind zugleich ihre Leser, indem sie schreiben, und daher entstehn in den Werken so viele Spuren des Lesers, soviele kritische Rücksichten, so manches, was dem Leser zukömmt und nicht dem Schriftsteller. Gedankenstriche — großgedruckte Worte — herausgehobene Stellen — alles dies gehört in das Gebiet des Lesers." Und das alles ist es, was auf ihn selbst mehr als auf andere zutrifft. Mit geringer Uebertreibung kann man sagen, daß er im Grunde nur mit Gedankenstrichen interpungiert habe. Und das kennzeichnet seinen wissenschaftlichen Stil: Gedankensprünge sind's, die bei ihm Sätze werden. Ein hastiges Drängen der Gedanken, das die stilistische Abrundung nicht dulden wollte. Durchaus die Schreibart des Sprechenden. Das aber befähigte ihn dann auch in seiner Prosadichtung — auch darin seinem Freunde Friedrich Schlegel ähnlich — mit dem Periodenbau der Zeit zu brechen und kurze Sätze zu geben in ganz prägnanter Einfachheit. Und wenn er in den Fragmenten seinen Stil mit zahlreichen, ungeheuerlichen

Fremdwörtern belastet hat, so hat er seine dichterische Prosa dafür mit lebensvollen Fachausdrücken, vornehmlich aus der Bergmannskunst bereichert. Und der Stil des Mannes, der gern und zumeist im Sprechen produzierte, wurde in seiner Dichtung ganz innere Sprache des Gemüts. Wie ein stilles, verständnisvolles Grüßen muten die Beiwörter an, die er mit Vorliebe verwendet hat: „anmutig, zärtlich, still; klar, gut, freundlich; sanft, reizend, lieblich." „Es war ihr lieblich zu Mute"; ein „freundliches Erröten"; „innige Wollust."

Daneben tritt die Fülle nicht eben bezeichnender, doch unabsichtlich naiver Adjektive: unaussprechlich, unnennbar, unendlich, und die immer wiederkehrenden: glänzend und herrlich. „Romantisch" wird häufig verwandt: „die romantische Ferne", „romantische Schönheiten", „romantische Zeit", eine „romantische Lage", ein „romantisches Land". Alles Leidenschaftsweben charakterisiert das Beiwort „heiß": „ein heißes, köstliches Mädchen"; „heiße, leidenschaftliche Erdbeben". Und wiederum ganz naiv klingen Wendungen, wie „hinreißende Kenntnisse", „ungewöhnliche Innigkeit", „kunstreiche Menschen", „wichtige Krankheiten".

Selten, doch dann bezeichnend steht der Vergleich. Der Wein schüttelt goldene Flügel. Die Edelsteine heißen feste Lichter. Der Lebensgenuß ist wie ein klingender Baum. Das heilige Grab mahnt an eine bleiche, edle, jugendliche Gestalt, die mitten unter wildem Pöbel sitzt. Und Novalis liebt die Ausdrucksform, die den Teil für das Ganze setzt: Die Natur war ein wildgebärender Fels, sie ist eine stille, treibende Pflanze geworden. „Befiederte Töne" heißen die Vögel.

An dem Haschen nach seltsamlichen Vergleichen aber, das die Romantiker liebten, hat Novalis niemals teilgenommen. Und wenn es in seinem „Ofterdingen" heißt: „Die Blume seines Herzens ließ sich zuweilen wie ein Wetterleuchten in ihm sehn" oder „die Worte hatten eine versteckte Tapetenthür in ihm geöffnet", so führe ich diese gesuchten und nicht eben geschmackvollen Bilder nur deshalb an, weil sie in ihrer Art die einzigen sind.

Der Selbstzersetzungstrieb, der Novalis' erste Jünglingsjahre gekennzeichnet hatte und der in den Qualen, den selbstquälerischen, nach dem Tode seiner Sophie neuerstanden war, er ist ihm Zeit seines kurzen Lebens auch verblieben. In herber Selbstkritik am eignen Wesen zerrend oder auch schulmeisterlich sich selbst erziehend, hat Novalis in solchen Einzelzügen und Selbstbeobachtungen sein eignes Bild gezeichnet. Und im wesentlichen ist diese Selbstzeichnung treu.

Freilich, die Widersprüche fehlen nicht. Novalis klagt darüber, daß er wenig echte Reizbarkeit besitze, um ein andermal mit sehr viel besserem Recht sich zuzugestehen: „ich bin schon reizbar genug". Schmerzlich aber empfindet er es immer wieder, daß er zu sehr an der Oberfläche sei, ein Vorwurf, der in Hinsicht auf wissenschaftliches Ergründen des Thatsächlichen, doch eben nicht in rein menschlichem Sinne bei diesem innerlichsten der Mystiker Geltung haben kann. Doch war er sich bewußt, kein Ganzes fassen und festhalten zu können, Fertigkeit und Sicherheit und Präcision in der Gedankenentwicklung lernen zu müssen. Schonungslos verglich er sich selbst mit einem, der addieren könnte und nichts thun wollte als herumaddieren: so empfand

er sein Herumdenken aufs Geratewohl. Er machte Pläne und immer wieder Pläne, die oft wohl nur aus Lust am Planmachen niedergeschrieben sind. Für Krankheitsfälle setzte er bestimmte Arbeiten sich an, über die Stunden des Tages disponierte er bis ins kleinste. Unter Schillers Einfluß war er sich selbst der gestrenge Schulmeister geworden und ist es sich geblieben. Und kein Zweifel kann bestehen, daß erregbaren und leidenschaftlichen und verträumten Naturen wie der seinen, solch Gegengewicht an pedantischem Selbstzwang von nöten ist.

„Fein langsam!" hat Novalis sich einmal zugerufen, und die gequälte Frage „warum muß ich nur alles peinlich treiben, nichts ruhig, mit Muße, gelassen" drängt sich ihm auf. In einer Zeit bedächtiger, langsamer Lebensführung war er der gehetzte, rastlose moderne Mensch. Die Rastlosigkeit war in seinem Innern. Das Modewort einer spätern Zeit „Nervosität" trifft auf ihn zu. Seine Willenskraft, die er selbst gelten ließ, — „mein Wille nähert sich nachgerade der Vollkommenheit des Willens, den man ausdrückt: Er kann, was er will" — seine Willenskraft war groß, doch war viel Nervosität darin. Er arbeitete mit überanstrengten Nerven. Auch ihm gegenüber hat man wie bei Schiller das Gefühl, als habe er sein nahes Ende vorausgeahnt und sein Werk in Hast zu Ende bringen wollen, vor Tagesneige. Ganz schicksalgebunden fühlte er sich. Doch vertraute er seinem Schicksal gläubig. Er hatte die Idee von „absolut wohlthätiger Bestimmung auf Erden" für sich.

Ein „ganz unjuristischer Mensch, ohne Sinn und

Bedürfnis für Recht", bekannte er zu sein. Die logische Schulung juristischer Gedankenarbeit hat er früh wieder abgestreift. Dem Romantiker, der seine Welt in sich lebte, war Rechtsform und Rechtszwang ein nebensächlich Ding. „Die innre Welt ist gleichsam mehr mein als die äußre. Sie ist so innig, so heimlich. Man möchte ganz in ihr leben. Sie ist so vaterländisch." Und er traf den wesenhaften Zug seines Seins, wenn er von sich bekannte: „im Märchen glaube ich am besten meine Gemütsstimmung ausdrücken zu können."

Als eine „Herbstnatur" hatte Novalis sich schon als Jüngling in einem Brief an Schiller bezeichnet. „Die fruchtbare Reife beginnt in Verwesung überzugehen, und mir ist der Anblick der langsam hinsterbenden Natur beinahe reicher und größer als ihr Aufblühen und Lebendigwerden im Frühling . . . Schon das Losreißen von so viel schönen, lieben Gegenständen macht die Empfindungen zusammengesetzter und interessanter. Daher fühle ich mich auch nie so rein gestimmt und empfänglich für alle Eindrücke der höheren, heiligeren Muse als im Herbst." In einem Herbst hat denn auch Novalis den großen Teil seines „Osterdingen" geschrieben. Und es liegt in diesem Sichhingezogenfühlen an den Herbst mehr als nur ein Zug der Nervenstimmung. Auch innerlich war Novalis eine Herbstnatur. Nicht nur war ihm der Tod ein Ziel, in das seine Philosopheme und seine Mystik ausliefen, er war wahrscheinlich auch ihr Ausgangspunkt. Er war das Problem, das ihn in Probleme trieb. Den Tod mit dem Leben zu versöhnen, die Verklärung und

Offenbarung des Lebens im Tode zu finden, das Leben zu einem Anfang des Todes, den Tod zum Hochzeitsrufer, zum Künder des Lebens, zur Brautnacht der Liebe, zum Versöhnungstod, zum romantisierenden Element des Lebens, zum Lebensanfang, zur großen Selbstbesiegung, zum Heiland zu machen, mag er die Flammen mystischer Spekulation in seinem Innern entzündet haben. Der Tod mag dieser Herbstnatur Entwicklungsursache seelischer Kräfte geworden sein.

Solch eine „Herbstnatur" und — ein Mann, der am besten im Sprechen produziert, — es klingt das seltsam zusammen. Doch wohnen die Gegensätze im menschlichen Herzen, und bei Novalis wohnten sie gedrängt bei einander. Gegensätze überall in ihm. Er war der Dichter der Sehnsucht, und er sprach die schlichte Sprache des Selbstgenügsamen und des in Liebe Besitzenden. Andacht und Wollust teilten sich in sein Herz. Er war ganz sinnlich und der Uebersinnlichsten einer. Ein Genießer und ein Mann, der Märtyrersinn für sich begehrte. Pascha und Asket. Sein Wesen war ganz Träumerei und doch auch ganz gedankliche Reflexion. Ein Kind in Andacht und ein überlegner, scharfsichtiger Kritiker. Der Mystiker war er nebuloser Spekulation und gleichzeitig ein praktisch tüchtiger, anerkannter Beamter in seinem Salinenfach. Und neben denkbar abstrakten mathematischen Studien oder mystischen Ahnungen wurden ganz praktische Einfälle in seinen Fragmentenheften aufgezeichnet. Er dachte an Wolkenerzeugungsapparate im Großen, um Wasser an wasserleere Orte zu bringen, er verfiel auf den Gedanken der Doppelfenster, um Stuben wärmer

zu halten, er sann auf neue Bodenbestellung mit mehr Brachland und Abschaffung der Viehzucht, er spielte bereits mit dem Gedanken der Photographie. Mit einem Wort, sein Wesen schillert in tausend Farben.

Man kann auch nicht sagen, daß bei Novalis, dem Romantiker, die Fantasie stark überwogen hätte. Tieck war unendlich reicher daran, auch E. Th. A. Hoffmann. Novalis' produktive Fantasie war nicht das spielende Kind der Laune. Ich glaube eher, daß sie schwer erschuf, der äußern Anregung, zumal der litterarischen, nicht entraten konnte. Als Erfindung ist die Fabel seines „Ofterdingen" kärglich. Aus litterarischen, philosophischen und mystischen Ideen heraus ist sie auf Verstandesweg geboren, wie des Novalis ganzes Werk. Das Leben regte seine Fantasie nicht an, noch weniger spann sie ihre Fäden aus dem Nichts. Sie war dem Verstande in Züchten unterthan. Und immer, auch aus Klingsohr's Mund, hat Novalis es betont, daß der Dichter angewiesen sein müsse auf Verstandesarbeit. „Ich bin überzeugt," hat er einmal geschrieben, „daß man durch kalten, technischen Verstand und ruhigen moralischen Sinn eher zu wahren Offenbarungen gelangt, als durch Fantasie, die uns bloß ins Gespensterreich, diesen Antipoden des wahren Himmels, zu leiten scheint."

Eins aber besaß er ganz: den Mut seiner Persönlichkeit. Er war ein Jüngling noch und ging ganz selbstsicher seine eignen Wege. Achtlos verwarf er was eine gesteigerte Kultur und eine Dichtung in ihrer höchsten Blüte geschaffen hatten und sann und träumte sich eine neue Welt und schuf sich neue Ideale und sprach die Sprache seines Herzens. In den waghalsigsten Spe-

kulationen wurde ihm nicht schwindlig. Ich wüßte keinen, der so jung, mehr Persönlichkeitsmut besessen hätte. Und dieser Persönlichkeitsmut war bei ihm ganz Mut seines Gemütes.

Seine Spekulation, seine Dichtung, seine Persönlichkeit, sie finden darin ihre Einheit. Gemütgeboren sind die Gestalten, die er rief. Der einfache und ausschließliche Ausdruck seines Gemütes ist seine Dichtung; ist seine Mystik auch. Ein gemütentstandner Traum von All-Einheit, Allverwandtschaft, Allheimat ist ihm die Natur, das Universum. Gestirne sind versteinerte Engel. Es gab vor ihm keine Thatsachen, er schob sie von sich. Bestehn blieb eine Thatsache nur, die des Gemütes.

In seinem Gemüt aber wohnten Andacht und Sehnsucht beieinander. Beide zusammen kennzeichnen seine Art und Dichtung ganz. In ihnen beiden liegt auch sein Naturgefühl beschlossen.

Auch in seinem Naturempfinden war Novalis ein Ahner allermodernster Anschauungsweise. Er hat das Wort, daß die Landschaft inneres Erlebnis sei, noch nicht prägnant ausgesprochen, doch war sie's ihm. Im „Ofterdingen" heißt es einmal: „Wie anders ist sie (die Landschaft), wenn ein Engel, wenn ein kräftigerer Geist neben uns ist, als wenn ein Notleidender vor uns klagt, oder ein Bauer uns erzählt, wie ungünstig die Witterung ihm sei, und wie nötig er düstre Regentage für seine Saat brauche." Le paysage est un état d'âme. Und selbst diese Innerlichkeitsauffassung der Natur hat Novalis in Geheimnisstand erhoben. Nicht nur daß die Ströme die Augen der

Landschaft sind — das haben auch andere vor und nach ihm gesagt, wenn bei ihm der Vergleich auch mehr ist als nur ein Vergleich. Doch hat er einen innern, mystischen Zusammenhang zwischen der Blume, dem Baum und dem Boden gefühlt, dem er entwachsen. „Die Gewächse sind die unmittelbarste Sprache des Bodens, jedes neue Blatt, jede sonderbare Blume ist irgend ein Geheimnis, das sich hervordrängt, und das, weil es sich vor Liebe und Lust nicht bewegen und nicht zu Worten kommen kann, eine stumme, ruhige Pflanze wird. Findet man in der Einsamkeit eine solche Blume, ist es da nicht, als wäre alles umher verklärt und hielten sich die kleinen befiederten Töne am liebsten in ihrer Nähe auf?"

Recht eigentlich aber als Dichter der Sehnsucht hat Novalis die Landschaft empfunden und geschildert. Seine Augen suchten immer in der Ferne. Die Ferne war ihm das Poetische an sich. „So wird alles," heißt es in den Fragmenten einmal, „in der Entfernung Poesie, Poem, actio in distans: ferne Berge, ferne Menschen, ferne Begebenheiten; daher ergiebt sich unsre urpoetische Natur. Poesie der Nacht und Dämmerung." Seine Landschaftsschilderung ist eigentlich nur ein Deuten auf die Ferne. In den „Lehrlingen zu Sais" ist sie in zwei Sätze zusammengefaßt: „die reizende Landschaft lag in schöner Erleuchtung vor ihnen, und im Hintergrunde verlor sich der Blick an blauen Gebirgen hinauf". Und nachher: „die fernen Berge wurden bunt gefärbt, und der Abend legte sich mit süßer Vertraulichkeit über die Gegend". Das ist alles. Doch geht von diesen wenigen Worten ein

eignes Landschaftsempfinden aus. Man sieht die Landschaft nicht, doch fühlt man sie. Und ebenso im „Osterdingen": „Er sah sich an der Schwelle der Ferne, in die er oft vergebens von den nahen Bergen geschaut und die er sich mit sonderbaren Farben ausgemalt hatte. Er war im Begriff, sich in ihre blaue Flut zu tauchen". Oder: „Jene Fernen sind mir so nah, und die reiche Landschaft ist mir wie eine innere Fantasie." Als ein Bild der Ferne angesehen, erscheinen die Felsen „dunkelblau". Und deshalb, wenn auch nicht nur deshalb, die Liebe zur Mondscheinlandschaft, weil sie gleichsam als die Landschaft der Ferne erscheint — „der Mond stand in mildem Glanze über den Hügeln und ließ wunderliche Träume in allen Kreaturen aufsteigen. . . . In Heinrichs Gemüt spiegelte sich das Märchen des Abends". Nichts ist bei Novalis überkommen, übernommen: ganz war er, auch in nicht vorbedachter Schilderungsart, er selbst.

Und seine dichterischen Motive sind fast durchgehends Motive der Ferne. Von Indien, als der Heimat der Seele, ist oft die Rede. Daneben die Kreuzzüge, das Morgenland, Altertum und Italien, die goldne Zeit und neben dem Menschen vergangener Zeiten der siderische Mensch, das Motiv der Seelenwanderung. Und dann die andern Motive, in denen Sehnsucht und Andacht zusammenklingen: das alte deutsche Haus in seiner friedvollen Enge, die alte deutsche Stadt, das religiöse Motiv.

Die Ironie des Romantikers, sie ist bei ihm zu naiver Negation des Nicht-Romantischen gesteigert. Es giebt keine Alltagswelt. Eine absolute Einheit,

allumfassend, tritt einem entgegen. Von einem Monismus des Gemüts ließe bei ihm sich sprechen.

Seine Welt? Ob er andächtig betet wie ein Kind, ob er in mystische Spekulationen sich verliert, ob er die Welt zur bloßen Resonanz der Dichtung macht, ob er sehnsüchtig in die Ferne sich verliert oder in der Enge sich wiederfindet, ob er die Liebe verlangend sucht, oder ausruht in der Natur, in Jesus — es sind das alles Offenbarungen einer und derselben Welt.

Seine Welt? Sie ist ganz die seines Gemütes. Und das ist das Große an diesem Frühvollendeten: Trotz aller Widersprüche in seinem eignen Innern fand er die allumfassende Einheit für seine Weltanschauung und in ihr für seine Dichtung. „Ein Herz voll Einklang ist berufen zur Glorie um einen Thron".

XII.

Die Zeiten hatten sich gewandelt.

Die französische Revolution war in sich zerfallen. Die freudigen Hoffnungen, die eine junge Generation in Deutschland auf sie gesetzt hatte, waren zu Asche verglommen. In einen ohnmächtigen Krieg, der sich von neuem immer neu gebar, war Deutschland mit Frankreich eingetreten. Man sehnte sich nach Frieden. Frieden um jeden Preis.

Bonaparte war in Frankreich erstanden. Ein Mann, mit dem niemand gerechnet hatte, und der mit einem Male da war. Nun stand er im Mittelpunkt des sich verjüngenden Frankreichs. Ordnung erwuchs wieder, Religion, Sitte. Die französischen Heere siegten unter ihm. Er eroberte, aber scheinbar nur um Frieden, um Ordnung zu bringen.

Und man wollte in Deutschland Frieden um jeden Preis. Man hatte wichtigere Dinge im Sinn, als sich um die Welthändel zu kümmern. Man träumte von einer Weltlitteratur, die die Völker einte, von einer Allkunst, von einer neuen Wissenschaft. Deutschland war in alldem die Führerrolle zugefallen. Und als der Friedenbringer und Ordnungstifter galt Bonaparte. Er sollte dafür gelten, sollte es sein.

Und Frieden um jeden Preis begehrten vor allen die Romantiker. Der Friedenssehnsucht hatten sie ihre revolutionären Jugendideale aufgeopfert. Sehnsucht nach Frieden war ihre ganze Politik. Patriarchalische Träume wurden ihr Staatsrecht. Und wieder war Novalis der Konsequenteste unter ihnen. Nicht nur daß er das mystische Hohelied des Absolutismus und des Gottesgnadentums anstimmte, er zog auch die Konsequenz der Staatsfürsorge, die man als Socialismus bezeichnen muß. In den „Materialien zur Encyklopädie" steht die schwerwiegende Notiz: „Zur Holzersparung gemeinschaftliche Küchen, gemeinschaftliche Wohngebäude. Polizeiaufsicht der Meublierung und des Hausgeräts. Die ganze Oekonomie im Staate könnte im großen betrieben werden; der Bauernstand fiele weg, und es bliebe nur ein Geschäftsstand. Taxation der Arbeiten."

Es war das alles nur eine Sehnsuchtsverdichtung. Aber in das müde und faule Bedürfnis des damaligen Deutschlands nach Frieden klang sie ein. Es war der Standpunkt bereits damit angedeutet, der alle Kultur leugnen, jeden Fortschritt hemmen sollte. Ansichten machten sich darin bereits geltend, die die Romantiker später zu feilen Dienern des Absolutismus, zu Geistesschergen Metternichscher Politik, zu Propheten der Reaktion machen sollten. Noch war es nur das Gedankengespinst eines Jünglings, der sich nach eignem Hausstand, nach Familienruhe sehnte. Aber es war ein gefährlicher Traum, und all seine Konsequenzen sollten in Wirklichkeit gezogen werden.

Im Jahre 1798 war Papst Pius VI. gefangen genommen worden. Es war die Zeit tiefsten Nieder-

gangs päpstlicher Macht. Und die Romantiker träumten die Wiederherstellung der Hierarchie in alter Pracht und Herrlichkeit! Auch das vorerst nur ein Traum, friedensehnsuchtgeboren. Und es ist kein Zweifel, daß Novalis innerlich und äußerlich dem Katholicismus ernsthaft näher getreten nicht ist. Eine neue Mythologie wollte man schaffen, und der Katholicismus bot seine Maria, seine Heiligen. Doch sah Novalis im Protestantismus bereits einen Abfall, eine Entgeistung. Doch schrieb Dorothea Veit bereits im Juni 1800: „Die Bilder und die katholischen Gesänge haben mich so recht gerührt, daß ich mir vorgenommen habe, wenn ich eine Christin werde, so muß es durchaus katholisch sein. Ich bitte die Mutter, mir sagen zu lassen, wie ich es anfangen muß, wenn ich z. B. in Bamberg mich taufen lassen wollte! Lache nur nicht, es ist mein Ernst." Und es ist kein Zweifel, daß auch Novalis Saaten gesät hat, die in katholisierende Tendenzen aufgehen sollten. Auf der einen Seite fürstlicher Absolutismus, römische Propaganda auf der andern. Ja freilich, das war Frieden um jeden Preis. Und war es damals noch nichts als ein Traum, ihm sollte ein Erwachen folgen.

Wenn je ein Mensch zur rechten Zeit gestorben ist, so gilt das von Novalis. Es ist ihm erspart geblieben, zu sehen, wie die romantischen Theoreme zu Wirklichkeit wurden, zu welcher traurigen Wirklichkeit! Es ist ihm erspart geblieben, an dieser Wirklichkeit mitzuthaten.

In Jena war im Jahre 1799 — um die Zeit, da Bonaparte Egypten sich zu unterwerfen suchte — der

Fichtesche Atheismusstreit entbrannt. Gleichsam der Höhepunkt vor der Peripetie in dem großen Schauspiel der Frühromantik. Noch standen die Freunde alle zu Fichte, noch traten sie ein für freie Wissenschaft und freies Wort. Auch Novalis that das. Noch im Herbst 1799 konnte Fichte von seiner Frau die Meldung erhalten: „doch, glaube ich, hat Hardenberg den Dresdner Hof aufgeklärt; ich habe ihm, da er mir ganz falsch und unvollständig unterrichtet schien, den ganzen Hergang der Sache erzählt." Noch hatte die Berliner Polizei, wie Frau von Stein von der Herzogin in Erfahrung gebracht hatte, den Auftrag auf Schlegel und Fichte „Achtung zu geben". — Ein paar Jahre später, und die Romantiker standen auf der andern Seite, gegen freie Forschung und freies Wort, im Dienst der Reaktion, im Sold der Klerisei, und die Berliner Polizei brauchte auf sie nicht mehr „Achtung zu geben". Novalis aber weilte nicht mehr unter den Lebenden.

Gewandelt hatte sich die Stellung der Romantiker auch Goethe gegenüber. Nicht, daß sie ernstlich an seinem Künstlertum gezweifelt hätten; das nicht. Weltanschauung schied sich von Weltanschauung. Auch hier mag Novalis das erste Wort gesprochen haben. Tasso lehnte sich gegen die bürgerliche, behäbige Sicherheit Antonios auf. Man wollte die Dichtung nicht der Oekonomie untergeordnet sehen. Man wollte die Kunst als Richtschnur des Lebens, nicht das Leben als Richtschnur der Kunst. Und Dorothea Veit mag heimlich diese Goethekühlen Stimmungen unterstützt haben. In ihrem Tagebuch stehn die Worte: „Für mich ist der „Meister" ein Buch, das ich verehre, studiere, immer

wieder und wieder lese, das mir nicht vom Tisch und nicht aus dem Gedächtnis kömmt, das aber meiner innersten Natur so gerade entgegen ist, daß ich wohl sagen muß: Ich verstehe es nicht. Goethe selber macht mir denselben Eindruck wie der Meister". Dies: „meiner innersten Natur so gerade entgegen", das war es: das traf auf den entscheidenden Punkt. Caroline aber, die als keusche Vestalin die Flamme der Goethebegeisterung gehütet hatte, verließ das Lager der Romantiker: ihre Götter wurden mit ihr verfemt. Auch waren diese Jünglinge zu Männern geworden: die unerwiderten, kühl aufgenommenen Huldigungen wurden ihnen unbequem. Kann man aber sagen, daß die Romantiker an ihrer Schillerbefehdung erstarkt und zu einer litterarischen Macht geworden sind, — an ihrer Loslösung von Goethe sind sie untereinander zerfallen. Er war gleichsam ihr künstlerisches Oberhaupt gewesen. Ihn ablehnen, hieß den besten der eignen Ueberzeugungen untreu werden.

Die Loslösung von Goethe, der Zerfall der Frühromantik knüpft sich in seinen Anfängen etwa an zwei Daten: im Oktober 1799 war Dorothea Veit nach Jena gekommen; im Juli 1800 war Auguste Böhmer, Carolinens liebliche Tochter, gestorben.

„Obgleich es à l'ordre du jour hier ist, daß sich die Menschen hier, wie es in einer Republik von lauter Despoten natürlich ist, immer zanken", — so hatte Dorothea Veit das Zusammensein der Freunde bei ihrem Eintreffen in Jena dem treuen Schleiermacher geschildert. Es war die Freude an geistreichem Streit, die Vorliebe für Paradoxen, die sich in diesem „Zanken"

gab; zu tieferer Verstimmung war es noch nicht gekommen. Aber schon im Oktober 1798 hatte Friedrich Schlegel auf einen innern Gegensatz zwischen den Freunden gedeutet, da er an Caroline schrieb: „Ihr seid Weltkinder, Wilhelm, Henriette und auch Auguste. Wir sind Geistliche, Hardenberg, Dorothea und ich."

Es kam zu Mißhelligkeiten, Verstimmungen, zum offnen Bruch zwischen den beiden Frauen, Caroline und Dorothea. Zuerst zwar hatte sich das Verhältnis der beiden nicht übel angelassen. „Mit Carolinen bin ich sehr zufrieden, ich stehe mit ihr aufs beste, und das ist nicht so etwas Leichtes", schrieb Dorothea. „Caroline und Dorothee stimmen sehr gut zusammen", schrieb Friedrich Schlegel. Dann aber ertönt aus Dorotheas Mund die Klage über Caroline: „hart, hart, wie Stein." Und dann, als Abrechnung gleichsam, doch schon im April des Jahres 1800: „Carolinen finden Sie wahrscheinlich nicht mehr, sie geht (soit dit entre nous) mit Schelling ab."

Man wird nicht schwanken, auf wessen Seite man in diesem Streit der Königinnen das Recht und die Billigkeit zu suchen hat. Dorothea war die tiefere, die harmonische, die gefestigte Natur von beiden. Wie ihre Begabung auch und ihr Gemüt das reichere war. Und seltsam fällt es für diese Frau ins Gewicht, wenn Fichte über sie schrieb: „Das Lob einer Jüdin mag aus meinem Munde besonders klingen. Aber diese Frau hat mir den Glauben, daß aus dieser Nation nichts Gutes kommen könne, benommen. Sie hat ungemein viel Geist und Kenntnisse bei wenig oder eigentlich keinem äußern Glanze, völliger Prätensionslosigkeit und viel Gutherzigkeit. Man gewinnt sie allmählich lieb, aber

dann von Herzen." Und es ist andrerseits nicht für nichts zu achten, wenn Caroline auch in vorurteilslosen Kreisen „Frau Luzifer" schlechtweg hieß, wenn aus Dresden und aus Würzburg später die Klagen und Anklagen über sie nicht verstummten, wenn Caroline von Humboldt von „Wilhelm Schlegel mit seiner Donna" sprach und von Dorothea meinte: „wie sie mit der Schwägerin leben kann, begreife ich nicht."

Auch konnte sie es nicht. Die tiefe Verstimmung aber, die zwischen den Frauen Platz gegriffen hatte, teilte sich den Männern mit. Das Verhältnis zwischen August Wilhelm und Friedrich Schlegel begann sich zu trüben. Anklagen flogen hinüber und herüber. Das Verständnis stellte sich wieder her, doch nicht die alte Herzlichkeit, als Caroline nach dem Tode ihrer Tochter sich an Schelling anschloß und sich von Schlegel trennte. Glücklich war die Ehe zwischen beiden ohnehin nicht gewesen. Das hatte Dorothea bei ihrem Eintreffen in Jena gleich erkannt: „Was Sie mir von ihrer (Carolinens) Koketterie gegen Wilhelm Schlegel sagten, gab mir gleich anfangs die Vermutung, daß sie ihn nicht liebt, wovon ich nun die völlige Ueberzeugung habe." So konnte die Trennung in scheinbarem Einvernehmen vor sich gehn. Aber es bleibt verständlich, daß A. W. Schlegel von Zeit an eine tiefe Abneigung gegen Schelling erfaßte. In einem (ungedruckten) Brief an Karl von Hardenberg vom 20. Mai 1809 schrieb er: „Dieser Mensch (Schelling) hat in allen andern Stücken eben so schlechte Grundsätze als in der Philosophie, wozu ich freilich durch die

Gesellschaft, die ich ihm beigegeben, das Meinige gethan haben mag."

Und Schelling seinerseits zerfiel mit den Schlegel, zerfiel mit Novalis. Er sprach Fichte gegenüber von Friedrich Schlegels Nachbeten und Uebertreiben fremder Urteile. A. W. Schlegel gestand er Urteilsfähigkeit zu, auch Tieck; aber von Gedankenaustausch und freundlichem Einvernehmen konnte auch seinerseits naturgemäß die Rede nicht mehr sein. Mit Novalis war er innerlich ganz zerfallen. Vielleicht, daß die Parodierung und Abwehr der „Christenheit oder Europa" in „Heinz Widerporstens" kecken Versen die ohnehin lockren Bande ganz gelöst hatte. Noch nach Novalis' Tode schrieb Schelling über ihn: „Ich kann diese Frivolität gegen die Gegenstände nicht gut ertragen, an allen herumzuriechen, ohne einen zu durchdringen." Er bewahrheitete damit, daß man an andern zumeist tadelt das Tadelnswerte am eignen Ich.

Und Schelling zerfiel mit Fichte, oder doch Fichte mit ihm. Es lag in der Härte oder in der Selbstehrlichkeit und Ueberzeugungsfestigkeit der Fichteschen Natur, daß er es nicht begreifen konnte, daß jemand, der sein System einmal angenommen hatte, je davon lassen könnte. Als Schelling über die Fichtesche Wissenschaftslehre hinaus der eignen Naturphilosophie sich zuwandte, erschien er Fichte als ein Treuloser, ein Ueberläufer. Fichte zerschnitt das Tischtuch zwischen sich und ihm. Und Fichte zerfiel mit den Schlegel. Ueber Friedrich Schlegel schrieb er: „Es könnte, denk ich, nicht schaden, gelegentlich sein beständiges Rufen über die großen Dinge, die da geschehen, während er doch

selbst von diesem allen nichts gethan hat, in das gehörige Licht zu stellen. Wie es sich unter anderm auch mit dem Fach der Kunstkennerei desselben verhalte, und wie er auch da andrer Urteile über Bücher, die er selbst nie gelesen, abhorcht und sodann sie übertreibt und verunstaltet, habe ich von Tieck merkwürdige Pröbchen gehört." Also auch Tieck, der insgeheim die Schlegel preisgab! Einmal entstanden, griff die Auflösung ganz unaufhaltsam um sich.

Und diese Auflösung der Frühromantik, die äußere der Freundschaften, die zugleich eine innere der Anschauungen und Doktrinen bedeutete, sie hatte kommen müssen. Man kann das Leben und die Wirklichkeit der Kunst nicht unterordnen. Nicht den künstlerischen Maßstab zum Maße aller Dinge machen. Die Sehnsucht darf nicht dem Verstand diktieren. Die Fantasie soll nicht die Führerrolle in Leben, Wissenschaft, auch nicht in Kunst, selbst da nicht, übernehmen. Immer aber hatte die Romantik eine Beeinflussung des Zeitgeistes nach der Richtung gebracht, die in Gefahren führte. Eine Desavouierung der That, ein Zurückschrauben der Kultur. Die große Vorbereitung auf die Schlacht von Jena.

Man gewinnt die Ueberzeugung von der Notwendigkeit geschichtlicher Katastrophen, wenn man in das Geistesleben der Romantik einzudringen sucht. Und es sind bewegliche Worte, in denen Henrik Steffens später (1814) den Zusammenbruch dieser Romantik, die Notwendigkeit dieses Zusammenbruchs geschildert hat: „So gewiß, wie es ist, daß die Zeit, in welcher Goethe und Fichte und Schelling und die Schlegel, du

(Tieck), Novalis, Ritter und ich, uns alle vereinigt träumten, reich an Keimen mancherlei Art war, so lag dennoch etwas Ruchloses im Ganzen. Ein geistiger Babelsturm sollte errichtet werden, den alle Geister aus der Ferne erkennen sollten. Aber die Sprachverwirrung begrub dieses Werk des Hochmuts unter seine eignen Trümmer. — Bist du der, mit dem ich mich vereinigt träumte?, fragte einer den andern. — Ich kenne deine Gesichtszüge nicht mehr, deine Worte sind mir unverständlich — und ein jeder trennte sich in den entgegengesetztesten Weltgegenden — die meisten mit dem Wahnsinn, den Babelturm dennoch auf eigene Weise zu bauen."

Novalis' Tod machte die Auflösung vollständig.

Am 30. Dezember 1795 war Novalis Accessist bei der Expedition der Lokal-Salinen-Direktion geworden. Er hatte sich in seiner amtlichen Thätigkeit bewährt. Durch Patent vom 6. November 1797 hatte George Philipp Friedrich von Hardenberg die Erlaubnis erhalten, die Kursächsischen Berg- und Salinenwerke zu seiner weiteren Ausbildung besichtigen zu dürfen. Am 3. Februar 1800 wurde er als Assessor — mit einem langen Verzeichnis seiner Pflichten und einem Gehalt von 400 Thalern — bei der Salinendirektion zu Dürrenberg „approbiert". Am 14. Juli 1800 erhielt er sein Patent als Assessor. In einem Streit zwischen seinem Vater und dem Bergrat Senf trat er in Ausübung seiner Thätigkeit warm und entschieden für seinen Vater ein. Am 4. August 1800 kam er um die erledigte Amtshauptmannstelle im Thüringischen Kreise ein. Seine Hochzeit mit Julie von Charpentier stand vor der Thür.

Bereits im Jahre 1795 hatten sich die ersten Anzeichen der Schwindsucht bei ihm eingestellt. Sophiens Tod, die Erregungen, denen er sich hingab, beschleunigten das Fortschreiten der Krankheit. Seine Lebensweise — er lebte „mechant," wie Dorothea Veit einmal schrieb, — und die üblichen Brownschen Kuren thaten das Ihre dazu. Im Sommer 1800 und stärker dann im Spätherbst desselben Jahres während eines Aufenthalts in Dresden brach die Krankheit aus. Julie war um ihn. Am 28. November 1800 schrieb seine Mutter in einem (ungedruckten) Brief an ihre Tochter Sidonie: „In Dresden habe ich acht schwere Tage verlebt. Fritz fährt wieder aus, täglich zweimal und will auch reiten, doch ist er schwach, sehr abgezehrt und das Blutspeien hört nicht auf."

Er selbst scheint nicht gewußt zu haben, wie es um ihn stand. Doch trug er seine Krankheit mit Mut, mit Freudigkeit. Die Angst, die ihn mit jedem Blutauswurf überkam, suchte er sich abzuerziehen. Er betete um Märtyrersinn. Der Tod hatte keine Schrecken für ihn. Wenn er ihn auch noch nicht nahe wähnte, er konnte dennoch schon seine Ueberzeugung bethätigen. Die Religion ward ihm zur Trösterin. In diesen schweren Zeiten stand sie gleichsam sänftigend zu ihm, wie eine Mutter zu ihrem kranken Kinde. In diesen schweren Zeiten hing er auch mit ganzem Herzen nur an seinem Heiland allein. Und ergreifend ist es zu sehen, wie er die Krankheit in jeder Weise zu nutzen suchte. Als Schulung seines Charakters sah er sie an, als auferlegte Prüfung. Und er disponierte die Stunden der Krankheit für Arbeiten, die er

trotz ihrer verrichten könnte. Er hat die Krankheit besiegt.

Mitte Januar 1801 war es möglich geworden, die Reise von Dresden nach Weißenfels mit ihm anzutreten. Seine Julie hat ihn auch in sein Elternhaus begleitet.

Noch im Februar 1801 hatte Friedrich Schlegel, der ihn lieb hatte, geschrieben: „Es ist mir noch ganz unmöglich, im Ernst für ihn zu fürchten". Anfang März mußte er von den beiden Aerzten, Stark in Jena und Petzold in Dresden, die Novalis behandelt hatten, hören, daß er völlig aufzugeben sei. „Aber eben darum muß man noch hoffen ...", schrieb Friedrich Schlegel.

Am 23. März traf Schlegel in Weißenfels ein. Er fand den Freund „sehr freundlich und liebevoll gestimmt, nur äußerst matt". Füße und Gesicht waren geschwollen; den Abend vorher hatte sich ein heftiger Stickhusten eingestellt.

„Fritz sehr heiter", notierte Karl von Hardenberg am 23. in seinen Kalender. Sein Schlaf blieb ruhig. In großer Mattigkeit verbrachte er den folgenden Tag. Am 25. März um einhalb 1 Uhr mittags ist Friedrich von Hardenberg verschieden.

„Es ist gewiß," schrieb Friedrich Schlegel, „daß er keine Ahndung von seinem Tode hatte, und überhaupt sollte man es kaum möglich glauben, so sanft und schön zu sterben. Er war so lange ich ihn sah, von einer unbeschreiblichen Heiterkeit, und obgleich die große Kraftlosigkeit ihn den letzten Tag sehr hinderte selbst zu sprechen, so nahm er doch an allem den liebenswürdigsten Anteil."

In Weißenfels ist er begraben worden.

„Für das Innere unsrer äußeren Existenz," schrieb Friedrich Schlegel an Schleiermacher, „ist durch Hardenbergs Tod eine Lücke entstanden, die vielleicht nie ersetzt werden kann." — In Wahrheit bezeichnet sein Tod das Ende der Frühromantik.

Man scheidet von seinem Grabe in dem Bewußtsein, daß sein Leben abgeschlossen war. Er hatte sich ausgelebt. Er hatte seine Welt innerlich ganz umspannt.

Er war ein Fragmentist, und Fragment mußte sein Werk bleiben.

Aus einer tiefen, innerlichen Sehnsucht war es ihm erstanden. Innerlich abgeschlossen, ist es äußerlich unvollendet geblieben. Wie ein Rufen, dem keine Antwort wird.

Wie ein Rufen, dem keine Antwort werden darf.

Anhang.

Novalis' Bibliothek.

I.

Verzeichniß der Bücher, so sich auf der Stube des Herrn Salinen-Assessors von Hardenberg befinden.

(Aufgezeichnet von Karl von Hardenberg.)

Prell's (?) Chemische Annalen.
Luthers Schriften.
Moench's Arzneymittellehre.
Frank's (Joh. Peter), System der medicinischen Polizey.
Palm's Medicinische Handbibliothek.
Sprengel's (Curt), Geschichte der Arzeneykunde.
Gruner (Christ. Gottfr.), Physiologische und pathologische Zeichenlehre.
Kausch (Joh. Josef), Geist und Kritik der med. und chirurg. Zeitschriften.
Präliminarien zum medicinischen Frieden.
Stark's (Joh. Christ.), Handbuch zur Kenntniß und Heilung innerer Krankheiten.
Rudow (Heinrich), Aphorismen der Erkenntniß der Menschen-Natur.
Sömmering (Samuel Thomas von), Vom Baue des menschlichen Körpers.
Gernobstedt, (?) Experimental Pharmacie.
Ith (Johann), Anthropologie.
Selle (Christ. Gottlieb), Medicina clinica.
Hahnemann (Samuel), Edinburger Dispensatorium.
Prochaska (Georg), Physiologie.
Stark's Prüfung des Brownschen Systems.
Scherer's (Alexander Nicolaus), Journal der Chemie.
Gilbert's (Ludwig Wilhelm), Annalen der Physik (einige Stücke).
Biblia Sacra.

Des Olearii Reden.
" " Kinder-Reden.
Klopstock's Oden.
Goethe: Torquato Tasso
12 Herrnhutische Lieder.
Gesangbuch der evangelischen Brüdergemeinde.
Jahrbücher der preuß. Monarchie. 1 Stück.
Müller's Geschichte der Schweiz.
Zinzendorf's Gedichte.
Moritz, Roms Alterthümer.
Moritz, Götterlehre.
Virgils Eclogae.
Athenäum. 2 Stück.
Jean Paul, Mumien [Unsicht. Loge].
Schlegel, Frdr., Griechen und Römer.
Schiller's Musenalmanach 98.
Lyceum der schönen Künste.
Schlegel, Frdr., Geschichte der griech. Poesie.
Tieck, Franz Sternbald.
Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre.
Eschenburg, Shakespeares Schauspiele.
Schlegel, Aug. W., Shakespeares dramatische Werke.
Goethes Schriften.
Volksmärchen v. Peter Leberecht.
Burja (Abel), Mathematische Wissenschaften.
— Lehrbuch der Astronomie.
Pancrinus (?), Salz- u. Bergwerkskunde.
Bergmännisches Journal.
Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker.
Technologisches Taschenbuch für Künstler.
Bergmännischer Kalender.
Gren (F. A. Carl), Naturlehre.
La Place, Darstellung d. Weltsystems.
La Grange Manuel d'un cours de chimie.
Fuchs (Georg Frdr. Christ.), Geschichte des Braunsteins.
Gren, Handbuch der gesammten Chemie.
Über die vortheilhaftesten Verfertigungsarten des Salpeters.
Pfaff (Christ. Heinrich), Über thierische Electricität.
Wildenow (Carl Ludw.), Grundriß der Kräuterkunde.
Williams (John) Naturgeschichte der Steinkohlengebirge.
Pabst (?), Mineralien-Kabinett.
Richter (Jeremias Benjamin), Stöchiometrie.
— Ueber neuere Gegenstände der Chemie.
Lamprecht (Georg Frdr.), Encyclopädie der ökon., polit. u. Kameral-Wissenschaften.
Langsdorf (Carl Christ.), Salzwerkskunde.
Kästner (Abraham Gotthelf), Anmerkungen über Markscheidekunst.

Ekkard, von (?), Experimental-Oekonomie.
Gilly (David), Ueber Torf-Ziegelöfen.
Gatterer (Christ. Wilh. Jacob), Neues Technologisches Magazin.
Crome (Aug. Frdr. Wilh.), Europens Producte.
Laeder, Ueber die Wartung der Küchengarten-Gewächse.
Annales de Chimie.
Bode (Joh. Elert), Kenntniß der Erdkugel.
Türk (Daniel Gottlieb), Anweisung zum Generalbaßspielen.
Palm, Oekonomische Handbibliothek.
Schelling, Weltseele.
Weihrauch (?), Über den Gehalt der Salzkohlen.
Gellert (Christlieb Ehregott), Probierkunst.
Beckmann (Johann), Anleitung zur Technologie.
Elahdin (?), Entdeckungen über die Theorie des Klanges.
Richardsohn (John), Vom Bierbrauen. (Vorschläge zu neuen Vortheilen beim —).
Bekmann, Deutsche Landwirthschaft.
Haller (Albrecht von), Bemerkungen über schweizerische Salzwerke.
Plan zur Einrichtung der Saline in Lüneburg.
Baader, Das pythagoräische Quadrat.
— Beiträge zur Elementar-Physiologie.
Ekkardshausen, Entdeckungen über Licht, Wärme u. Feuer.
Kielmeyer (Carl Frdr.), Ueber die Verhältnisse der organischen Kräfte.
Schrader (?), Neue Theorie der Electricität.
Dölz (Joh. Christ.), Erfahrungen über Pflanzen-Gifte.
Ekkardshausen, Ideen über das affirm. Princip des Lebens und das negative des Todes.
Rüdiger (?), Physische Ketzereien.
Rehbein (?), Grundlegung der Geometrie.
Ueber Mineralogie und mineralogisches Studium.
Chemische Untersuchungen der Braunkohlen.
Sprengel (Peter Nathan), Handwerke (in Tabellen).
Erler, Anleitung zur Strecken- u. Schachtmauerung.
Charpentier (Joh. Frdr. Wilh.), Ueber die Lagerstätte der Erze.
Langsdorf, Anleitung zur Salzwerkskunde.
Bericht vom Bergbau.
Hagen (Thom. Philipp von der), Beschreibung der Kalkbrüche von Rüdersdorf.

Charpentier, Mineralogische Geographie.
Jacobson (Joh. Carl Gottfr.), Compendium. (Technologisches Wörterbuch).
Huth (Joh. Christ.), Handbuch für Bauanschläge.
Chur. Sächs. Bergwerksverfassung.
Buch, Versuch einer Mathematik.
Kausch, Mineralogisches Wörterbuch.
Wild, Ueber das Salzgebirge im Gouvernement Aden.
Gatterer (Christ. Wilh. Jacob), Anleit. den Harz zu bereisen.
Hoffmann's Chymie.
Scherer, Neuere chem. Theorie.
— Neuere chemische Nachträge.
Humboldt, Ueber die Zerlegung des Luftkreises.
Chymie de Chaptal.
Heidmann, Theorie der Electricität.
Emmerling (Ludw. Aug.), Mineralogie (Lehrbuch der —).
Humboldt, Ueber die unterirdischen Gasarten.
Ritter, Ueber den Galvanismus. 2 Stück.
Klügel (Georg), Encyclopädie.
Macquer, (Peter Josef), Chymisches Wörterbuch.
Löscher (Carl Emanuel), Uebergangsordnung der Krystallisation der Fossilien.
Kant, Metaph. Anfangsgründe der Naturwissenschaft.
Piepenbring (Georg Heinrich) Ueber das Düngesalz.
Hindenburg (Carl Frdr.), Novi systematis Permutationum, Combinationum etc. primae lineae.
Stahl, Zahlen Arithmetik u. Buchstaben-Rechnung.
La Grange, Theorie der analyt. Functionen.
Burja, Derselbstlern. Algebraist.
Kästner, Analysis des Unendlichen.
Hindenburg, Der polynomische Lehrsatz.
Töpfer (Frdr.), Combinatorische Analytik.
Vega, Logarithmische Tafeln.

II.

Bücher, welche ich unmittelbar nach Jena mitnehme und welche ich nach Schlöben vorerst schicke.

(Aufgezeichnet von Novalis. Mspt. der Kgl. Bibliothek Berlin.)

1 Der Englische Zuschauer. Bd. 5 u. 6. muß angeschafft werden.
2 Leonidas.
3 Apulejus' Goldner Esel.
4 Zerstreute Blätter von Herder.
5 Auch eine Philosophie der

Geschichte zur Bildung der Menschheit.
6 Tom Jones.
7 Tasso von Goethe.
8 Dessen Iphigenie.
9 Dessen Egmont.
10 Götz von Berlichingen.
11 Stella.
12 Clavigo.
13 Werthers Leiden.
14 Don Carlos.
15 Volksmärchen von Musaeus.
16 Agathon.
17 Wielands Comische Erzählungen 2c.
18 Die Grazien (Wieland).
19 Herders Ideen zur Philos. d. Gesch. d. Menschheit.
20 Gotters Gedichte.
21 Götzens Gedichte.
22 Bürgers Gedichte.
23 Höltys Gedichte.
24 Lucian von Wieland.
25 Horazens Satyren von Wieland.
26 Horaz.
27 Virgil.
28 Montesquieu.
29 De l'esprit etc.
30 Winckelmanns Geschichte der Kunst.
31 Humes Grundsätze der Kritik.
32 Sulzers Theorie.
33 Sophocles von Stolberg.
34 Sophocles.
36 Euripides.
37 Theocrit.
38 Alfonso, ein Gedicht.
39 Oberon.
40 Der neue Amadis (Wieland).
41 Clelia u. Sinibald (Wieland).
42 Wielands ältere Werke.
43 Chesterfields Briefe an seinen Sohn.
44 Gerstenbergs Tändeleyen.
45 Becks (Christ. Daniel), Welt- und Völkergeschichte.
46 Nettelbladts jus naturae nebst Consbruggs Heft.
47 Terlinden, Abriß der positiven Rechtsgelahrtheit.
48 Méthode pour étudier l'histoire.
49 Thümmels Wilhelmine.
50 Dessen Inoculation der Liebe.
51 Alceste (Wieland).
52 Pindar von (Frdr.) Gedicke.
53 Idem von Damms (Christ. Tobias).
54 Stolbergs Ilias.
55 Ilias des Anonymus.
56 Vossens Odyssee.
57 Dessen Georgica.
58 Bock's (Gottlieb) Georgica.
59 Martinis' Georgica.
60 Lessing's Theatralisch. Nachlaß.
61 Herders Preisschrift über den Ursprung der Sprache.

62 Herders Geschichte d. hebr. Poesie.
63 Ossian von Denis.
64 Hallers Gedichte.
65 Gleims Gedichte.
66 Die Bibel.
67 Schulzens Gesangbuch.
68 Iselins Geschichte der Menschheit.
69 Stolbergs Schauspiele.
70 Meiner's Philosophische Schriften.
71 Flögel's Gesch. d. komischen Litteratur.
72 Büschings (Anton Frdr.) Vers. einer Gesch. d. bild. Künste.
73 Zimmermann's (Joh. Georg) Einsamkeit.
74 Zimmermann's Nationalstolz.
75 Shaftesbury, Philosoph. Schriften.
76 Spittlers (Ludw. Thimotheus), Kirchengeschichte.
77 Aegyptische Merkwürdigkeiten.
78 Hugo Blair's Aesth. Vorlesungen.
79 Auszug der neueren Weltgeschichte.
80 Stolbergs Insel.
81 Uz Gedichte.
82 Lessings Analekten.
83 Lessings Fabeln.
84 Julius von Tarent.
85 Ardinghello (Heinse).
86 Pütters Reichsgeschichte.
87 Eschenburgs Handbuch d. alten Litteratur.
88 Hermann und die Fürsten.
89 Ramlers Oden.
89 Klopstocks Oden.
90 Nathan d. Weise.
91 Hermann's (Martin Gottfr.), Mythologie.
92 Minona, ein Melodram.
93 Anakreon.
94 Klopstock. Er; und über ihn.
95 Homer von Hager (?), Ilias und Odyssee.
96 Idem von Wolf.
97 Senecas Briefe.
98
99 Livius.
100 Cäsar.
101 Tacitus.
102 Blumen aus der nordischen Mythologie von (Friedr. David) Graeter.
103 Bruce (?) Vorles. über die Philos.
104 Mendelssohns Philosoph. Schriften.
105 Mendelssohns Phädon.
106 Prinz Walter von Aquitanien.
107 Volkslieder.
108 Plutarch von Schirach.
109 Nessir und Zulima.
110 Stolberg's Gedichte.
111 Moser's Reliquien.
112 Unterredungen über die

Verbindlichkeiten des geſelligen Menſchen.
113 Theatr. Bibliothek von Leſſing.
114 Gedanken von der Freyheit in Gegenſtänden d. Glaubens zu philoſophiren.
115 Idris (Wieland).
116 (unleſerlich).
117 Lieder zweyer Liebenden.
118 Leſſings Trauerſpiele.
119 Saverien (Alex), Histoire des phil. anciens.
120 Sinngedichte d. Deutſchen.
121 Hudibras.
122 Fauſtin.
123 Burke, Ueber das Erhabene und Schöne.
124 Verſuch übern Roman.
125 Actäoniſche Erzählungen.

1 Briefe des Grafen von Cheſterfield.
2 Xenophons Cyropädie frz.
3 Catalogue des historiens.
4 Nettelbladts jus naturae.
5 Limburgiſch Geſangbuch.
6 Juriſtiſche Encyclopädie.
7 Winckelmann's Histoire de l'art.
8 Götz von Berlichingens Lebensbeſchreibung.
9 Burmanni poetae latini minores.
10 Sulzers Theorie d. ſch. Künſte u. Wiſſenſchaften.
11 Litteratur der Poeſie.
12 Théâtre de Saint Foix.
13 Bayles Dictionnaire critique.
14 Moseri Dictionnaire historique.
15 Philosophie de l'histoire par l'Abbé Bazin.
16 Dictionnaire des dits et faits mémorables.
17 Les oeuvres de Saint Evremont.
18 Kritiſche Wälder.
19 Gatterers Weltgeſchichte.

Namenregiſter.

(Die Zahlen hinter den Namen weiſen auf die Seitenzahlen.)

Baader 137.
Balzac 16.
Boccaccio 50.
Böhme, Jakob 141, 142, 143, 146.
Böhmer, Auguſte 208, 209, 210.
Böttiger, K. A. 188.
Bonaparte 204, 206.
Brandes, Georg 10.
Brown, John 86, 87, 88, 89, 141, 160, 214.
Bürger 38, 50, 51.

Calderon 79.
Carlyle 12, 13.
Charpentier, Oberbergrat 108, 111, 128, 129.
Charpentier, Julie von 108, 109, 110, 111, 112, 173, 213, 214, 215.

Danscour 57, 61, 102.
Dante 79.
Dodridge 21.
Dürer 187, 190.
Dumouriez 36.

Eichendorff 6.

Fichte 81, 82, 83, 84, 85, 86, 91, 132, 146, 147, 151, 164, 165, 171, 189, 207, 209, 211, 212.
Fontane, Theod. 11.
Friedrich Wilhelm III 94.

Galvani 131, 134.
Goethe 1, 9, 32, 37, 38, 52, 53, 70, 74, 76, 77, 78, 97, 116, 121, 130, 131, 133, 145, 191, 207, 208, 212.
— — Wilhelm Meiſter 24, 35, 72, 73, 76, 90, 159, 174, 175, 176, 177, 207, 208.
Goldacker, Jette 61.
Gotter 50.
Graf 59.
Graß, Karl 34, 38.
Gries 74, 189.
Grillparzer 9.

Hardenberg, Erasmus von (Novalis' Vater) 21, 22, 28, 29, 42, 43, 44, 45, 46, 67, 98, 112.
Hardenberg, Bernhardine von (Novalis' Mutter) 19, 22, 23, 27, 43, 47, 110, 214.
Hardenberg, Frdr. Wilhelm von (Novalis' Onkel) 24, 25, 45, 46, 98.
Hardenberg, Erasmus von (Novalis' Bruder) 23, 28, 29, 43, 44, 45, 48, 51, 56, 57, 60, 61, 63, 64, 65, 66, 67, 98.
Hardenberg, Karl von (Novalis' Bruder) 54, 56, 63, 66, 67, 111, 112, 135, 210, 215.
Hardenberg, Caroline von (Novalis' Schweſter) 111.
Hardenberg, Sidonie von (Novalis' Schweſter) 111, 214.
Hardenberg, Magdalene Chriſt. von 20.
Hardenberg, von, geb. Heynitz 21.
Hardenberg, von, Miniſter 54.
Hebbel 9.
Heine 6, 7, 8.
Hemſterhuis 39, 86, 87, 140, 152, 155, 182.
Herder 78, 79, 81, 86.
Herz, Henriette 80, 146.
Hettner, Hermann 10.
Hölty 50.
Hoffmann, E. Th. A. 6, 199.

Hofmann 51.
Holtei 10.
Homer 25, 78.
Horaz 25, 26.
Humboldt, A. von 134.
Humboldt, Caroline von 210.

Jacobi 50.
Jani 25, 26.
Jean Paul 5, 9, 30, 31, 32, 33, 34, 40, 68, 99.
Jourdans, Julie 42.
Juſt 54, 55, 107.
Iſelin 27.

Kant 27, 81, 82. 156, 164.
Kipling 15.
Klopſtock 34, 50.
Knebel 85.
Körner 5, 188, 189.
Kommerſtedt 47.
Kotzebue 78, 85.
Kühn, Sophie von 55, 56, 57, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 104, 107, 108, 109, 110, 115, 117, 118, 137, 154, 214.
Kühn, Caroline von 56.

Lamartine 15, 16.
Langermann 102.
Laube, Heinr. 7.
Lenau 115.
Leſſing 10, 78, 81.
Lippi, Filippo 187.
Luiſe, Königin v. Preußen 94.
Luther 144.

Maeterlinck 17, 18, 168.
Mallarmé 168.
Mandelsloh, Frau von 69.
Melanchthon 47.
Mendelsſohn, Henriette 191.
Menzel, Wolfg. 8.
Metternich 205.
Moore, George 15.

Nicolai 78.

Ovid 48.

Petzold 215.
Pindar 78.
Pius VI. 205.
Plato 39.
Plotin 157.
Prieſtley 131.

Raphael 101.
Reinhard, Hofprediger 111.
Reinhold 26, 27, 28, 29, 45.
Ritter 115, 134, 135, 136, 137, 162, 192, 213.
Rockenthien 56, 58, 59.
Rockenthien, Frau von 56.
Roſſetti 14, 15.
Rouſſeau 38.
Ruge, Arnold 8, 10.

Sappho 78.
Schelling 4, 132, 133, 134, 136, 137, 138, 156, 157, 189, 209, 210, 211, 212.
Schlegel, Aug. Wilh. 4, 5, 39, 41, 42, 49, 50, 71, 73, 75, 77, 78, 79, 119, 133, 187, 188, 189, 209, 210, 211, 212.

Schlegel, Caroline 4, 71, 74, 76, 110, 133, 149, 192, 208, 209, 210.
Schlegel, Frdr. 1, 2, 4, 5, 28, 34, 35, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 45, 46, 49, 50, 51, 64, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 80, 85, 102, 106, 109, 110, 115, 118, 119, 121, 133, 137, 141, 146, 147, 148, 149, 157, 163, 165, 166, 171, 173, 184, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 207, 209, 210. 211, 212, 215, 216.
Schleiermacher 2, 3, 35, 37, 47, 71, 74, 80, 90, 102, 112, 119, 121, 145, 146, 147, 148, 165, 166, 167, 174, 186, 190, 192, 208, 216.
Schiller 4, 5, 26, 27, 28, 29, 34, 37, 38, 51, 71, 76, 77, 78, 116, 153, 174, 188, 196, 197, 208.
Schiller, Lotte 5, 189.
Schmid 27, 29.
Schmidt, Chriſtian 24.
Schmidt, Julian 10.
Senf 213.
Seume 10.
Shakespeare 72, 79.
Shelley 13, 14, 16.
Sophocles 34, 78.
Spener 21.
Spielhagen 11.
Spinoza 83, 137, 164, 189.
Stark 69, 215.
Steffens 4, 36, 110, 137, 149, 150, 156, 157, 190, 191, 212, 213.
Stein, Frau von 207.
Stock, Dorothea 189.
Stolberg 50.
Theocrit 26.
Thümmel, Frau von 57, 62, 66, 100, 101.
Tieck 1, 2, 4, 5, 9, 11, 22, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 71, 75, 77, 79, 85, 86, 109, 125, 141, 143, 173, 174, 182, 188, 189, 190, 199, 211, 212, 213.
Veit, Dorothea 3, 47, 70, 71, 72, 74, 75, 77, 104, 134, 145, 174, 191, 192, 206, 207, 208, 209, 210, 214.
Verlaine 16, 17.
Virgil 26.
Volta 134.
Voltaire 38, 50.
Vonende (von Ende) 97, 102.
Voß, Heinrich 78.
Wackenroder 79, 125, 174.
Wagner, Rich. 168.
Werner, Oberbergrat 107, 128, 129, 130, 131, 137, 183.
Werner, Zacharias 6.
Wiegleb 69.
Wieland 28, 38, 50, 78.
Winckelmann 78.
Woltmann 101.
Young 115.
Zinzendorf 21, 123, 125.

02. Haym

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

MAY 14 1964 H

249.595